

Abenteurer Gottes

clv

Dave und Neta Jackson

Hudson Taylor

Entführt nach China

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Dave und Neta Jackson sind als Ehepaar ein Team, das zahlreiche Bücher über Ehe und Familie, Kirche, Beziehungen und andere Themen geschrieben und mitgeschrieben hat. Zu ihren Büchern für Kinder zählen die »Abenteurer Gottes«-Serie und »Glaubenshelden«. Die Jacksons sind in Evanston, Illinois, USA, zu Hause.

1. Auflage 2006

Originaltitel: Shanghaied to China

© 1993 by Dave und Neta Jackson

Originalverlag: Bethany House Publishers

© der deutschen Ausgabe 1996 by Zapf & Hofmann, Landstuhl

2006 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Susanne Zapf

Umschlag: OTTENDESIGN.de, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN-10: 3-89397-552-7

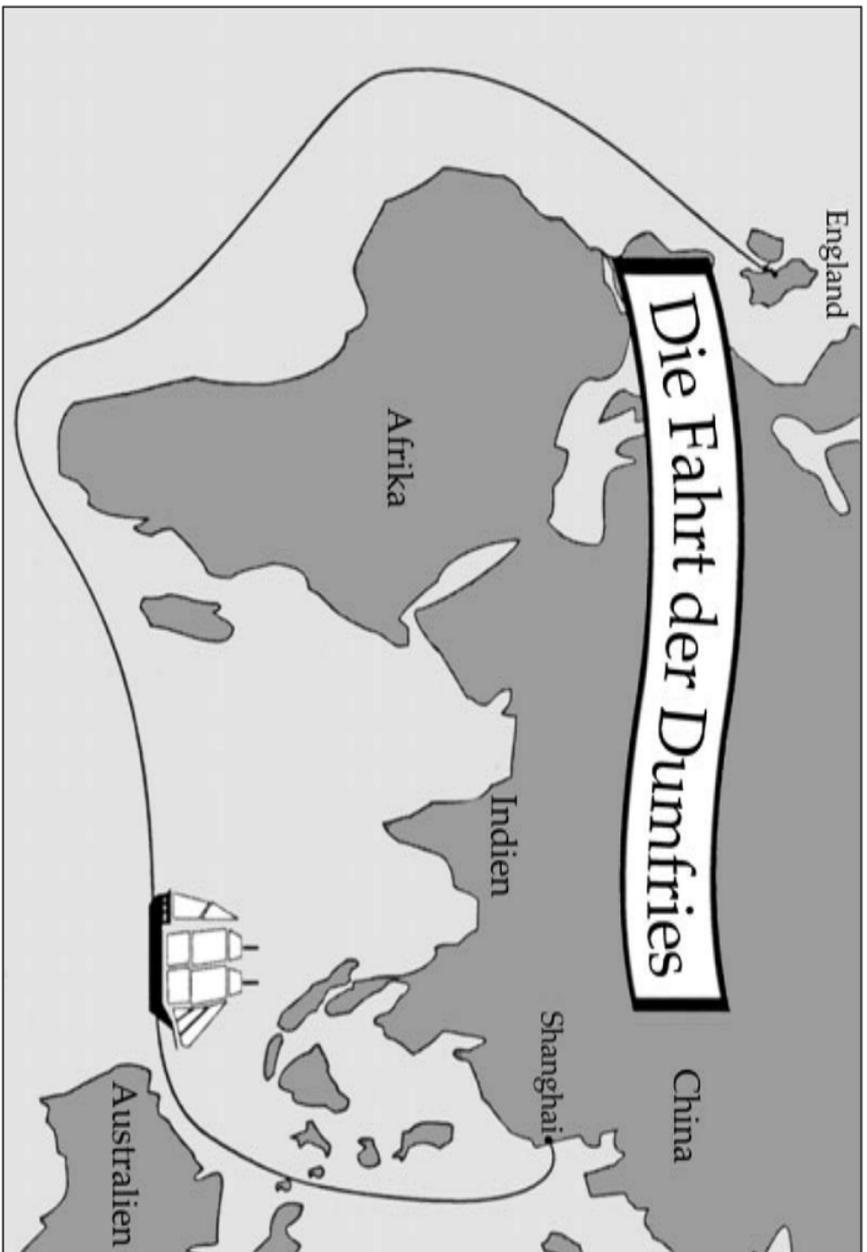
ISBN-13: 978-3-89397-552-5

Alle Erwachsenen in diesem Buch haben wirklich gelebt, und ihre Erlebnisse sind so passiert. Englische Erzählungen erwähnen jedoch nur den Kapitän, nicht aber die Mitglieder der Schiffsmannschaft von der *Dumfries*. Aus diesem Grund haben wir uns Namen für den ersten Maat und den schwarzen Stewart ausgedacht. Für dieses Buch ist außerdem die Reihenfolge einiger Ereignisse anders erzählt, und die Zeit in China wurde auf ein Jahr zusammengedrängt, obwohl die Erlebnisse Hudson Taylors eigentlich in den ersten zweieinhalb Jahren in diesem Land geschahen.

Hudson Taylors Heiratsantrag an Maria Dyer geschah im Großen und Ganzen so, wie es in der Geschichte beschrieben wird, wenn auch an einem anderen Ort, nämlich in Ningbo, einer Stadt südlich von Shanghai.

Neil Thompson und Yang Namu sowie ihre Beziehungen zu Hudson Taylor und anderen Menschen in diesem Buch sind frei erfunden, obwohl es wahr ist, dass ein Diener Taylors ihn während einer Reise ins Landesinnere bestohlen hat.





England

Die Fahrt der Dumfries

Afrika

Indien

Shanghai

China

Australien

Inhalt

Ein Schlag auf den Kopf	9
Licht über Holyhead	19
Hoch über dem Meer	30
Über Bord	44
»Keine Angst, wir erschießen dich nur!«	57
Das Wrack der »Dumfries«	69
Eingebundene Füße und Kanonen	80
Das Grab des lebendigen Toten	91
Betrogen	103
Der weite Weg zurück	112
Tornados	122
Überfahrt auf der »Geelong«	134
Mehr über Hudson Taylor	141

Ein Schlag auf den Kopf

Ich erwachte in einem merkwürdigen Bett, und dann fiel es mir wieder ein: Es war der 19. September 1853, und ich war in Liverpool, in England. Doch ich erinnerte mich auch wieder traurig daran, dass Großvater Thompson krank im Bett lag und mich nicht mit hinunter an die Docks nehmen konnte.

Nur meine Großmutter hatte mich am Abend zuvor am Bahnhof abgeholt. Nachdem sie mich umarmt hatte, erklärte sie: »Ich weiß, Neil, dass du nur deshalb gekommen bist, um morgen die Schiffe zu sehen, aber du wirst warten müssen, bis es Opa wieder besser geht.«

»Ist schon in Ordnung. Ich kann warten«, versicherte ich ihr, aber am Morgen war ich nicht mehr so geduldig.

Mein Großvater war Kapitän auf einem großen Schiff gewesen, und da er die meiste Zeit draußen auf dem Meer verbracht hatte, hatte ich ihn erst ein einziges Mal gesehen. Aber jetzt hatte er seinen Beruf aufgegeben und mich eingeladen, eine Weile bei ihm und Großmutter zu bleiben. »Ich werde dir die Schiffe im Hafen zeigen und dir jeden Kapitän vorstellen«, hatte er mir in seinem Brief versprochen.

Ich stand auf und blickte durch das kleine, runde Fenster. Es sah aus wie das Bullauge eines Schiffes. Vieles im Haus meiner Großeltern stammte von Schiffen oder aus dem Meer. Vor der Haustür hing eine auf Hochglanz polierte Messinglaterne. Eine

große Muschel und ein Fernrohr lagen auf dem Kaminsims, und eine Weltkarte hing an der Wand. Die Deckenbalken in den Zimmern waren dunkel und niedrig, und der Handlauf an der schmalen Treppe nach oben, wo ich schlief, war nichts anderes als ein dickes Schiffstau. Ich liebte alles. Eines Tages würde ich auch zur See fahren.

Der Morgen war hell, aber neblig. Von meinem Fenster aus schienen die Dächer der Nachbarhäuser in einem silbrigen Dunst zu schweben. Bald würde die Sonne durchkommen.

Warum soll ich auf Großvater warten?, dachte ich. Das Wasser kann nicht so weit weg sein. Ich kann doch sogar schon den Tang und das salzige Wasser riechen. Ich wette, ich finde die Docks auch allein.

In null Komma nichts war ich aus dem Haus geschlichen, ohne die Großmutter zu stören, und ging zum Hafen hinunter. Ich hatte nie gedacht, dass es so viele Schiffe geben könnte. Ich ging an ungefähr dreißig vorbei – an kleinen und großen –, und da waren immer noch Masten, so weit ich den Mersey River hinunterblicken konnte, an dem der Hafen von Liverpool gebaut war.

Das war toll! Ich konnte nicht warten, bis es Großvater besser ging und er mich auf ein Schiff mitnahm, damit ich den Kapitän kennenlernen konnte.

Ich hielt neben einem kleinen Schoner an. Der Name *Dumfries* stand auf der Seite. Das Schiff schien bereit zum Auslaufen zu sein, sodass ich mich auf ein Fass setzte, um zuzusehen. Bald kam die Sonne durch den Nebel, und einige Menschen liefen den Steg hinun-

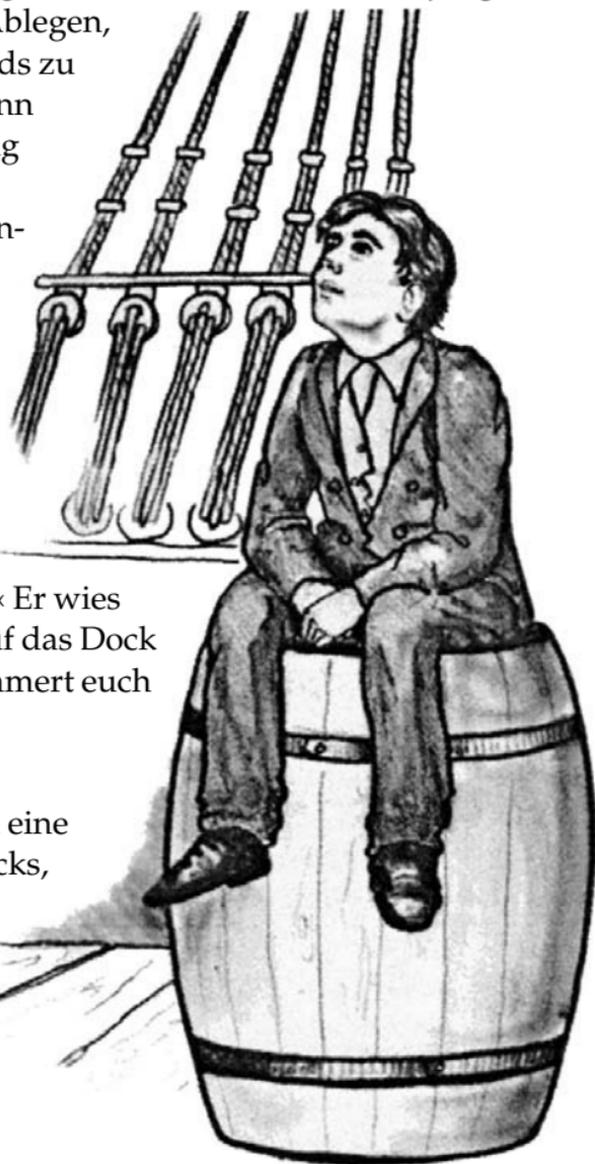
ter. Als sie auf dem Kai standen, drehten sie sich um und winkten einem Mann zu. Er war jung, ungefähr zwanzig, und stand an der Reling. Ich fragte mich, wohin er wohl fahren würde ... der Glückliche.

Plötzlich schrie ein Offizier – ich wusste das, weil er so schick angezogen war: »Wo ist der Kabinenjunge?

Es ist Zeit zum Ablegen, und er ist nirgends zu finden!« Der Mann kam an die Reling und sah den Kai hinauf und hinunter, dann rief er zwei Seeleuten zu, die dabei waren, die dicken Tauen zu lösen: »He, ihr! Wir brauchen noch einen Kabinenjungen.« Er wies mit dem Kopf auf das Dock und sagte: »Kümmert euch darum.«

»Ay, ay, Sir!«

Hinter mir stand eine Frau auf den Docks, die in ihr Taschentuch schluchzte. Der Passagier



an Deck rief herunter: »Mutter, weine nicht. Bitte weine nicht. Ich werde zurück sein, noch bevor du es erwartest.«

Mir tat diese Frau leid, als mich plötzlich starke Arme von hinten packten und von dem Fass herunterzogen. Zwei Seeleute schleppten mich zum Schiff. Für meine zwölf Jahre war ich recht groß, und ich zappelte und strampelte so sehr ich konnte, aber es hatte keinen Wert. Ich konnte mich aus ihrem starken Griff nicht befreien. Als ich merkte, wie wir den Steg zum Schiff hinaufliefen, begann ich, um Hilfe zu rufen.

»He, was machen Sie mit diesem Jungen?«, schrie jemand, aber in dem Moment traf mich etwas auf dem Kopf, und es wurde dunkel um mich herum.

Als ich aufwachte – zum zweiten Mal an diesem schicksalhaften Montag –, lag ich nicht in dem bequemen Gästebett meiner Großmutter. Hier war es klein, dunkel und feucht, nicht viel größer als ein Kohlenloch. Mein Hinterkopf tat weh, und ich merkte, wie ich vor- und zurückschwankte. Ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, dass ich an Bord der *Dumfries* war, auf dem offenen Meer.

»Lasst mich hier heraus!«, schrie ich. Wieder und wieder rief ich um Hilfe, es war zwecklos. Ich versuchte, nicht in Panik zu geraten, aber ich hatte Todesangst. Warum hatte man mich geschnappt und an Bord gebracht? Ich weiß, ich hätte auf Großvater warten sollen, aber ich hatte doch nichts Böses getan – ich hatte nur auf einem Fass gesessen und alles beobachtet.

Dann erinnerte ich mich an den Offizier, der herumgeschrien hatte, dass der Kabinenjunge fehlte, und der zwei Seeleute beauftragt hatte, sich darum zu kümmern – und er hatte in meine Richtung genickt! Ich hatte wirklich Angst, denn ich wollte nicht Kabinenjunge werden, nicht jetzt, und vor allem nicht auf diese Weise!

Ich begann, gegen die Wand zu treten. Vielleicht fand ich eine lose Planke oder eine Tür, die ich auftreten konnte. Immer wieder trat ich dagegen und schrie aus vollem Hals.

Schließlich öffnete jemand die Tür der kleinen Zelle, und ich starrte in das Gesicht eines Afrikaners. »Nun, was haben wir denn hier?«, sagte er. »Einen blinden Passagier, he?«

Inzwischen war ich wütend. »Ich bin kein blinder Passagier! Ich wurde auf dieses Schiff getragen. Ich sollte eigentlich in Liverpool sein.«

»Ha! Was für eine Geschichte«, grummelte der Seemann. »Ich sage, du bist ein blinder Passagier. Raus hier. Ich bringe dich zum Kapitän. Wir werden sehen, was er sagt.«

Mein Mut sank. Wenn der Offizier, den ich gesehen hatte, der Kapitän war, war für mich alles gelaufen. Aber zumindest war ich nicht mehr eingeschlossen, deshalb folgte ich meinem »Retter«. An Deck waren alle damit beschäftigt, die Segel zu setzen und andere Dinge wegzuräumen. Der Offizier, der meine Gefangennahme angeordnet hatte, gab schreiend Befehle. Aber ich war erleichtert, als ich sah, dass das Festland noch nicht weit entfernt war. *Vielleicht kann ich ihn überreden, mich an Land abzusetzen*, dachte ich.

Der Seemann ging jedoch an dem Offizier vorbei und nahm mich einige Stufen mit hinauf zur Kommandobrücke, wo der Steuermann das große Rad hielt. Neben ihm stand ein gewaltiger, muskulöser Mann. Ich dachte, er wäre ein weiterer Seemann, denn er war mit dem üblichen dunkelblauen Overall, einem Pullover und einer kleinen Schirmmütze auf dem Kopf bekleidet. Er stand da, die Arme verschränkt, und starrte auf die See hinaus, während er eine kleine Pfeife paffte.



»Käpt'n«, sagte der Seemann, der mich im Schlepptau hatte, »ich habe diesen blinden Passagier im Vorschiff gefunden. Was sollen wir mit ihm machen?«

Ich war erstaunt. Das war der Kapitän? Zum ersten Mal nahm der Mann mit der Pfeife Notiz von uns. Sein Gesicht war hager und faltig, es sah aus, als wäre es aus braunem Elfenbein geschnitzt. Seine Augen waren strahlend blau und funkelten unter buschigen weißen Augenbrauen. Er sah eigentlich nicht böse aus, aber er war sicher energisch. »Was ist das, Jeffries? Ein blinder Passagier? Warum um Himmels willen willst du dich als blinder Passagier auf einem Teefrachter nach China verstecken, Junge?«

»Ich habe mich nicht versteckt«, protestierte ich. »Ich saß nur am Kai und schaute den Schiffen zu. Einige Ihrer Seeleute haben mich gepackt und einfach auf das Schiff getragen. Sie haben mir einen Schlag auf den Kopf gegeben und mich unter Deck eingeschlossen.«

Der Kapitän zuckte zusammen. »Mr. Henson«, rief er den geschneigten Offizier. »Wissen Sie etwas von diesem Jungen?«

»Ja, Sir«, sagte Henson, als er auf die Kommando-
brücke stolperte, die Messingknöpfe auf seiner Jacke leuchteten. »Das ist unser neuer Kabinenjunge.«

»Haben Sie ihn unterschreiben lassen?«

»Nein, ich habe die Formalitäten noch nicht erledigen können, aber ich werde es so bald wie möglich nachholen.«

»Henson, haben Sie dieses Kind angeheuert? Ich will eine klare Antwort.«

»Ja, Sir. Das habe ich getan. Unser Kabinenjunge ist nicht wieder aufgetaucht, als es Zeit war auszulaufen, und dieser junge Kerl saß einfach auf dem Kai und suchte einen Job.«

»Henson, das ist das letzte Mal, dass Sie *irgendjemanden* auf mein Schiff anheuern. Verstanden? Sie müssen noch einiges lernen. Wenn Sie mein erster Maat bleiben wollen, sollten Sie es schnell lernen.«

»Ay, ay, Sir«, sagte Henson mit einem Grinsen und stolperte wieder davon.

Ich begann, mir Sorgen zu machen. »Können Sie mich nach Liverpool zurückschicken?«, fragte ich den Kapitän.

Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Ich wüsste nicht wie, Junge. Dort hinten fährt unser Lotsenboot. Damit hätte ich dich zurückschicken können, aber jetzt ist es zu spät.«

Ich blickte nach Liverpool zurück, wohin der Kapitän mit dem Stummel seiner Pfeife zeigte, und sah ein kleines Boot, das in der Ferne verschwand.

Jetzt war ich wirklich beunruhigt. »Können Sie es nicht zurückrufen?«

»Nein. Außerdem ist der Lotse ein viel beschäftigter Mann; er kann nicht einfach als Fähre hin- und herfahren.«

»Aber mein Großvater ist ein Kapitän! Ich bin sicher, er regelt das mit dem Lotsen.«

»Ein Kapitän auf einem Schiff? Wie heißt er?«

»Kapitän Thompson.«

»George Thompson?«

»Ja, Sir. Er kennt jeden. Er wird es für Sie schon regeln, wenn Sie mich nur wieder an Land bringen.«

»Ich bin sicher, das würde er ...« Die Stimme des Kapitäns wurde leiser, als er nochmals auf das Meer blickte.

Ich blickte mich ängstlich um. »Wie wäre es, wenn Sie mich mit dem Beiboot an Land bringen würden? Es ist nicht weit. Ich werde – werde dann bis Liverpool zurücklaufen.«

Der Kapitän runzelte die Stirn. »Junge, es gibt keine Möglichkeit. Es tut mir leid, dass du auf diese Weise angeheuert worden bist, aber ob du es willst oder nicht, es bleibt dir nichts anderes übrig, als auf dieser Reise unser Kabinenjunge zu sein. Mein Rat ist: Mach das Beste daraus. Dein Großvater wird stolz auf dich sein, dass du zur See fährst.« Damit drehte er sich zu dem Steuermann um und sagte: »Ein bisschen weiter Steuerbord. Wir brauchen die *Sea Witch* nicht unbedingt zu rammen.«

Ich drehte mich um und sah einen schnittigen Schooner, die Segel waren aufgebläht wie weiße Ballons. Er fuhr in die entgegengesetzte Richtung. Dahinter türmten sich dicke Gewitterwolken in den blauen Himmel. Es war ein schönes Bild, aber ich hatte jetzt keinen Sinn für hübsche Dinge.

»Kapitän, bitte!«, rief ich verzweifelt. »Können Sie das Schiff nicht anhalten und mich damit zurück nach Liverpool schicken?«

Die Furchen auf der Stirn des Kapitäns wurden noch tiefer, als er die Gewitterfront betrachtete. »Da braut sich was zusammen«, sagte er mehr zu sich selbst,

»es wäre besser, wir wären dann schon aus der Irischen See draußen. Es würde einige Stunden dauern, dich da hinüberzubringen ... wir haben dafür keine Zeit. Aber eines werde ich für dich tun.« Er lehnte sich über die Reling des Schiffes und griff nach einer Flüstertüte aus Messing. Er setzte sie an die Lippen und schrie: »Ahoi, *Sea Witch!*«

Einen Augenblick später kam der Kapitän der *Sea Witch* mit einer ähnlichen Flüstertüte an die Reling seines Schiffes. Die beiden Schiffe waren ungefähr auf gleicher Höhe, als er rief: »Ahoi, Kapitän Morris! Was können wir für Sie tun?«

»Sagen Sie Kapitän Thompson in Liverpool, dass ich seinen Enkel als Kabinenjungen an Bord genommen habe und dass alles in Ordnung ist.«

»Wird gemacht, Kapitän. Gute Reise«, kam die Antwort, und die Mannschaft winkte freundlich, als die beiden schlanken Schiffe in einer Entfernung von nicht mehr als fünfzig Metern aneinander vorbeifuhren.

»So, junger Mann, jetzt wird sich dein Großvater keine Sorgen um dich machen.«

Sollte ich dankbar sein? Meine letzte Chance, wieder nach Hause zu kommen, segelte gerade zurück nach Liverpool. Ich schluckte hart. Ich war auf dem Weg nach China, ohne dass mich jemand gefragt hätte, ob ich da überhaupt hinwollte.

Licht über Holyhead

Kapitän Morris nahm nicht weiter Notiz von mir, steckte seine Pfeife wieder in den Mund und drehte sich zum Steuermann um.

Ich kämpfte die Tränen nieder und ging in den hinteren Teil des Schiffes, wo ich den weißen Rauch der Schornsteine von Liverpool beobachtete. Große Traurigkeit überkam mich. Doch in dem Moment blies der Wind besonders stark, und die *Dumfries* legte sich stark auf die Seite. Ich drehte mich gerade noch rechtzeitig um, um zu sehen, wie die Reling des Hauptdecks ins Wasser schlug. Das riss mich aus meinem Heimweh, und ich hielt mich an der Takelage fest, denn ich befürchtete, dass das Schiff kentern würde.

Der Kapitän, der nun vor mir stand, versuchte erst gar nicht, sich irgendwo festzuhalten, sondern bewegte sich mit dem Rollen des Schiffes und hielt damit das Gleichgewicht. Bald richtete sich das Schiff wieder auf, und der Kapitän rief nach seinem ersten Maat. »Mr. Henson! Setzen Sie die Bramsegel und raffen Sie die Rahen. Und setzen Sie auch das Besansegel. Ich will so weit wie möglich kommen, bevor wir völlig in den Sturm hineingeraten. Und übrigens, Mr. Henson«, sagte der Kapitän, als der erste Maat die Treppen zur Kommandobrücke heraufkam, »ich warne Sie. Wenn Sie sich mit mir nicht anlegen wollen, rate ich Ihnen, immer so viele Segel zu setzen, wie das Schiff tragen kann, und immer darauf zu achten, dass alles korrekt vertäut ist. Zeit ist Geld, Mr. Henson. Zeit

ist Geld. Ich habe es einmal in siebenundachtzig Tagen nach Hongkong geschafft, und ich will nach Shanghai nicht länger brauchen. Verstanden?«

»Ay, ay, Sir!«, schnappte Henson mit hochrotem Gesicht, drehte sich um und begann, der Mannschaft Befehle zuzurufen.

Zu dieser Zeit wusste ich noch nicht, was all diese Segelkommandos zu bedeuten hatten, aber augenblicklich kletterten die Seeleute in die Takelage und zogen an verschiedenen Seilen. Ich war froh, als ich das sah, denn ich dachte, das Schiff würde sich jetzt aufrichten und gerade segeln, sodass man wieder sicher an Deck laufen konnte. Stattdessen, als die Matrosen die Bramsegel öffneten – das sind die Segel ganz oben am Mast – und die anderen Segel richteten, kippte das Schiff wieder so weit zur Seite, dass die Leeseite fast im Wasser hing.

Als der Kapitän sich umblickte und mich sah, wie ich mich mit aller Kraft festklammerte, grinste er breit und schmunzelte: »Was ist los, Junge? Auf diese Weise wirst du nie ein guter Seemann. Geh doch nach vorne und such den Koch. Sag ihm, du bist der neue Kabinenjunge und suchst etwas zu tun.«

Ich stand nur da und klammerte mich weiter fest.

»Los, Junge.« Als ihm dann einfiel, dass ich nicht wusste, wo ich den Koch finden würde, deutete er auf das Deckhaus hinter dem Mast. »Dort ist die Kombüse.«

»In Ordnung«, brachte ich hervor, als ich versuchte, mich auf dem schiefen Deck zu bewegen.

»Nicht ›in Ordnung‹. Es heißt ›ay, ay, Sir!‹«

»Okay, Kapitän.«

»*Sir!*«, donnerte er.

»Ay, ay, Sir«, stotterte ich endlich vor lauter Angst, ins Wasser zu fallen. Eigentlich war das Deck gar nicht so schief; zu Hause hatte ich auf Hausdächern gespielt, die sehr viel steiler waren, aber das Deck bewegte sich ständig mit den Wellen, sodass das Laufen wirklich schwierig war.

Als ich erst einmal von der Kommandobrücke heruntergelangt war, ging ich auf der hohen Seite des Decks – der Luvseite –, als eine riesige Welle an die Schiffseite schlug und mir das salzige Wasser ins Gesicht spritzte. Ich dachte daran, wie wunderbar mir der Geruch des Meeres an diesem Morgen vom Gästezimmer meiner Großeltern aus vorgekommen war. Seitdem hatte sich einiges verändert.

Die See rollte wirklich zu diesem Zeitpunkt. Das Wasser war so dunkel wie Blei mit einzelnen Schaumkronen auf den Wellenrücken. Die Wolken hatten sich aufgetürmt zu einem riesigen Gebirge, sie hingen sehr tief, und man gewann den Eindruck, dass sie bis ins Meer hineinragten.

Die *Dumfries* hatte drei hohe Masten. An den ersten beiden waren jeweils vier quadratische Segel gesetzt; drei Klüversegel flatterten vor dem Fockmast. Der Mast hinten auf dem Schiff hatte einen langen Baum, wie ich später lernte, den Besanbaum, und die Gaffelsegel. Zwischen den Masten waren verschiedene Stagesegel. Es war ein handliches Schiff von ungefähr 36 Metern Länge, auch wenn es nicht so breit oder schnell war wie manche der neueren Schiffe.

Schließlich erreichte ich die Kombüse, die war so klein, dass ich mir kaum vorstellen konnte, wie jemand darin das Essen für fünfzig Mann zubereiten sollte. Aber dort stand der Koch, ein kleiner, unter-setzter Mann in einem schmutzigen Hemd, der einen riesigen Topf auf einen großen, gusseisernen Herd stemmte.

»Sir«, sagte ich, »der Kapitän schickt mich.«

»»Sir«, bin ich das?«, fragte der Koch, ohne sich um-zudrehen. »Seit wann bin ich zum Offizier befördert worden? Und wer bist du?«

»Ich bin Neil Thompson, und ich gehöre nicht hier-her.«

»Dann raus hier«, grummelte er.

»Ich meine«, korrigierte ich mich, »ich gehöre eigentlich nicht auf dieses Schiff, aber da ich nun mal hier bin, soll ich der Kabinenjunge sein.«

Er blinzelte mich an. »In diesem Fall solltest du bes-ser arbeiten. Da steht ein Sack Kartoffeln. Hier ist ein Messer. Fang an zu schälen.«

Ich fand einen Hocker, auf den ich mich setzen konnte, und fing an. Ich hatte nicht gewusst, dass Kartoffelschälen so schwer ist! Doch bis ich fertig war, sprach der Koch kein Wort mehr mit mir.

Das vordere Deckhaus enthielt die Kombüse und die Stauräume der Mannschaft. Es hatte Luken an den Seiten, genau wie das Fenster in meinem Schlafzim-mer bei meinen Großeltern. Aber draußen wurde es so dunkel, dass der Koch zwei Laternen anzündete, die von den Balken über uns herabhingen. Ihr Licht ließ die Schatten in dem kleinen Raum tanzen, was

mich zusammen mit dem ständigen Knacken und Stöhnen der Planken daran erinnerte, dass das Wetter draußen nicht unbedingt ruhiger wurde.

Manchmal schlug eine Welle gegen die Bullaugen, und meine Gedanken schossen hin und her zwischen dem Wunsch, dass der Sturm so stark werde, dass der Kapitän gezwungen wäre, nach Liverpool zurückzukehren, und der Angst, dass das Schiff sinken könnte.

Als ich mit den Kartoffeln fertig war, sagte der Koch: »Leg die Schalen in diesen Eimer und wirf sie über Bord. Wenn du zurückkommst, kannst du anfangen, die Töpfe dort zu schrubben.«

Als ich nach draußen an Deck kam, hörte ich jemanden schreien: »Da kommt sie!« Ich hatte keine Ahnung, wer ›sie‹ war, aber in dem dämmerigen Licht sah ich den ersten Maat, Henson, der sich wie ein Verrückter an der Takelage festkrallte und dann sogar hektisch zu klettern begann, bis er einige Meter über dem Deck hing.

Dann sah ich ›sie‹: Eine große Welle, gurgelnd und schäumend, schwappte hoch über die Reling, und ich stand direkt darunter.

»Halt dich fest, Junge, oder du gehst über Bord!«, schrie Henson. Ich hätte in die Wanten springen sollen, aber da ich neu auf See war, wusste ich noch nicht, was zu tun war. Bevor ich noch einen Schritt machen konnte, warf mich die Wasserwand um und spülte mich über das Deck. Völlig unter Wasser getaucht, war ich sicher, dass ich in das schäumende Meer gefallen war, bis ich gegen etwas stieß. Dann



wurde ich wie eine Kugel hin- und hergerollt. Ich nehme an, es war die Reling auf der Leeseite, und ich versuchte verzweifelt, nach etwas zu greifen, jedoch ohne Erfolg.

Dann plötzlich, fast so schnell, wie die Flut gekommen war, war sie wieder verschwunden, und ich konnte wieder atmen.

Ich stand zitternd auf und sah, dass ich die volle Länge des Mittschiffs entlanggerollt war, bis ich von den Stufen zur Kommandobrücke aufgehalten wurde. Von oben schrie mir der Kapitän zu: »Halt deinen Eimer fest, wir haben nur diesen einen!«

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Ich war beinahe über Bord gegangen, und alles, was er dafür übrig hatte, war: »Halt deinen Eimer fest«? In den nächsten Tagen jedoch lernte ich, dass es nichts Ungewöhnliches ist, bei Sturm umgeworfen zu werden. Und wenn man sicher wieder aufstehen konnte, machte man sich keine Gedanken mehr darum.

Ich nahm den Eimer, der immer noch auf dem Deck herumrollte, und lief so schnell zur Kombüse, wie ich auf dem glitschigen Deck konnte. Als ich die Tür hinter mir zuschlug, drehte sich der Koch um und sagte: »Wenn du weiter hier rumstehst und wie große Wäsche tropfst, kannst du dich auch in diesen Topf auswringen und anfangen, ihn sauber zu machen.«

Lange nach Einbruch der Dunkelheit, als der Sturm noch immer heulte, hatte die Mannschaft ihr Essen gegessen. Sie kamen immer schichtweise. In der Zwischenzeit war ich mit den Suppentöpfen fertig und so müde, dass ich mir einen warmen, trockenen Fleck neben dem Ofen suchte und mich zum Schlafen zusammenrollte.

Trotz des Rollens des Schiffes muss ich die ganze Nacht geschlafen haben, denn ich wachte erst auf, als mich jemand am nächsten Morgen mit festen Bootschuhen anstieß und das Dämmerlicht durch die

Bullaugen fiel. Es war wieder der schwarze Matrose. »Wach, Thompson?«, fragte er. Dann, ohne auf eine Antwort zu warten, sagte er: »Steh auf und komm mit mir. Wasser dringt durch die Hauptluke in den Laderaum.«

Er führte mich durch einen kleinen, niedrigen Gang, dessen Stufen zu dem nächsten Deck führten. Dort zündete er eine dicke Kerze an und sah mir in die Augen. »Ich heiße Jeffries; ich bin der Schiffssteward«, sagte er, dann ging er weiter, bis wir an eine Stelle kamen, wo ein kleiner Wasserfall durch die Deckluke hereinströmte und im Laderaum unter uns verschwand.

»Halt mal«, sagte der Steward und drückte mir die Kerze in die Hand. Er kletterte eine Leiter hoch und verschloss die Luke richtig. Sofort wurde der Wasserfall dünner, bis es schließlich nur noch ein Tröpfeln war.

»Du wirst mit mir in meiner Kabine achtern untergebracht und die meiste Zeit für mich arbeiten«, grunzte Jeffries. »Aber jetzt werden alle Hände oben an Deck gebraucht. Als Erstes sehen wir besser zu, dass du Ölzeug überziehen kannst.«

Er holte mir einen Regenmantel, der geölt worden war, um ihn wasserdicht zu machen, dann gingen wir wieder an Deck. »Du kannst bei den Pumpen helfen«, rief er mir gegen den Wind zu. »Das kannst du auch, ohne dass du es vorher gelernt hast.«

Draußen war es fast unmöglich zu atmen, denn heftige Böen schienen die Luft aus den Lungen zu blasen. Ich folgte Jeffries zu zwei großen Rädern am Fuß

des Großmastes. An jedem Rad war ein großer Griff, und zwei Matrosen hingen daran. Ich half dem einen Matrosen, Jeffries dem anderen.

Zuerst schien es gar nicht so schwer, die Räder zu bewegen, und ich war froh, dass ich etwas hatte, woran ich mich bei diesem Sturm festhalten konnte. Aber es dauerte nicht lange, und ich begann zu keuchen.

Manchmal donnerten die Wellen über das Deck und überfluteten es mit Meerwasser, aber ich hielt durch.

All die anderen Matrosen arbeiteten genauso hart, um die Befehle des ersten Maats auszuführen, aber es war schwierig, irgendetwas zu verstehen, was sie gegen den pfeifenden Wind schrien. Alle paar Minuten rief er: »Fertig machen zur Wende!«, und die Männer rannten zu den verschiedenen Tauen.

Dann drehte sich das Schiff in den Wind, während die Matrosen sich bemühten, wieder die Segel zu richten. Wenn die Segel sich dann wieder mit Wind zu füllen begannen, legte sich das Schiff zur anderen Seite, und der Maat rief: »Loslassen und rüberholen!«

Hin und her kreuzten wir gegen den Wind den ganzen Morgen lang, und ich sah, dass die Matrosen erschöpft waren. Einmal rief mir Jeffries gegen den Wind zu: »Ich glaube nicht, dass wir vorwärtskommen.«

Nur noch ein Segel war pro Mast gesetzt zusammen mit den Sturmsegeln und den beiden Stagesegeln. Der Wind war während der Nacht so stark geworden, dass alle anderen Segel eingeholt worden waren, damit die Masten nicht brachen. Schließlich ertönte ein neuer Befehl: »Klarmachen zum Beidrehen!« Dann

einen Augenblick später: »Backbord! Hart Backbord! Toppsegel reffen!«

Ein Dutzend Männer kletterten in die Takelung, um die Segel einzuholen.

»Was machen sie?«, schrie ich Jeffries ins Ohr, denn ich hatte Angst, die Männer würden auf das Deck oder in das schäumende Meer fallen.

»Sie holen die Segel ein, denn wir kommen nicht voran. Vielleicht können wir hier eine Weile warten. Zumindest haben die Matrosen dadurch eine kleine Pause.«

Der Anker wurde geworfen, und das Schiff schoss in den Wind. Es wurde von den Wellen ganz anders als vorher geschaukelt. Innerhalb eines Augenblicks war ich seekrank. Ich musste mich übergeben, bevor ich die Reling erreicht hatte, aber als eine Welle das Deck überspülte, war sofort alles wieder weg. Danach konnte ich nur noch würgen, denn ich hatte ja seit dem Abend zuvor nichts mehr gegessen.

Ich machte den Fehler, auf das Meer zu schauen, und sah eine riesige grüne Welle mit milchweißem Schaum sich so hoch auftürmen, dass sie den Blick auf die See dahinter verbarg. Sie wurde höher und höher, dünner und dünner, bis sich der Kamm zu kräuseln begann, bis sie schließlich donnernd über das Schiff brach und die Matrosen in alle Richtungen spülte. Auch Jeffries hatte sie gesehen, und wir beide hörten auf zu pumpen und hielten uns an den Pumpenrädern fest, damit wir nicht weggespült wurden.

Als das Wasser von Deck wieder abgelaufen war, stand plötzlich der Passagier neben mir an dem Pum-

penrad, den ich am Tag zuvor an der Reling gesehen hatte. Der junge Mann hielt sich mit der einen Hand am Rad fest und reichte mir die andere. »Ich bin Hudson Taylor«, schrie er. Sein blondes Haar klebte vom peitschenden Regen nass an seiner Stirn.

»Neil Thompson«, japste ich gegen den Sturm.

In diesem Moment hob sich das Schiff auf einer Welle ungefähr so hoch wie die, die uns überspült hatte, und ich sah ein Licht nicht weit entfernt auf der Backbordseite. Es leuchtete klar am dunklen Horizont, wo See und Himmel zusammenstießen. »Seht! Ein Licht! Ein Licht!«, schrie ich. Es war mir ein sehr willkommener Anblick; für mich bedeutete es Hilfe, vielleicht sogar Wärme und Schutz vor dem Sturm. Aber ein Blick in Richtung dieses Lichts, und Jeffries' Gesicht wurde panisch.

»Land in Sicht!«, ging der Ruf über das Deck. Ich sah, wie der Kapitän das Licht genau durch sein Fernglas betrachtete, dann donnerte er: »Lassen Sie einige Segel setzen, Mr. Henson! Das ist Holyhead, und wir werden sonst sicher auf die Felsen auflaufen.« Der Lichtstrahl von Holyhead, der eigentlich so tröstlich gewesen war, wurde plötzlich angsteinflößend.

»Wenn von euch Landratten einer beten kann, dann soll er es jetzt tun!«, schrie Jeffries Mr. Taylor und mir zu, seine Augen vor Angst geweitet.



Hoch über dem Meer

Zu meiner Überraschung begann Hudson Taylor sofort zu beten, während er das Pumpenrad drehte. »Vater«, betete er laut, »hab Erbarmen mit uns! Du siehst uns hier in Gefahr. Bewahre uns davor, auf diese Felsen geschleudert zu werden ...«

Auch Jeffries murmelte panisch etwas vor sich hin. Ab und zu verstand man »Herr!« oder »Rette uns!«

Ich wusste nicht, was ich tun sollte, daher versuchte ich, das Vaterunser aufzusagen. Ich war nicht oft in der Kirche gewesen – obwohl meine Mutter immer gesagt hatte, wie nötig es wäre –, deswegen konnte ich mich nicht an alles erinnern. Aber als ich zu meinem Amen kam, beteten und kurbelten, kurbelten und beteten Jeffries und Hudson Taylor immer noch. Ich war erstaunt, denn sie sprachen keine auswendig gelernten Gebete, das Einzige, was ich den Pfarrer in unserer Kirche hatte sagen hören. Sie sprachen mit Gott, als würde er direkt neben ihnen stehen.

Schließlich hörte Hudson Taylor auf und beugte sich zu dem Steward hinüber. »Ich glaube wirklich nicht, dass wir uns Sorgen machen müssen«, schrie er. Er lächelte sanft, seine Augen leuchteten über seiner langen, geraden Nase und dem ersten Flaum eines rotlockigen Bartes.

»Was meinen Sie damit?«, fragte Jeffries immer noch panisch.

»Gott hat mich dazu berufen, als Missionar nach China zu fahren«, schrie Taylor gegen den Wind,

»und er hat mich auf dieses Boot geschickt. Deswegen bin ich sicher, dass wir unbeschadet ankommen werden.«

»Kapitän Morris wäre erfreut, wenn er das hören würde«, erwiderte Jeffries, ein Lächeln zeigte sich auf seinem ängstlichen Gesicht.

In der Zwischenzeit waren so viele Segel gesetzt, wie die *Dumfries* in einem solchen Sturm aushalten konnte. Das Schiff kreuzte wieder vor und zurück und versuchte, so viel Wegstrecke zurückzulegen wie möglich. Nach ungefähr zehn Minuten auf Steuerbordkurs gab Henson den Befehl zur Wende, und wir fuhren zehn Minuten Backbordkurs. Die Matrosen hatten kaum Zeit, Atem zu schöpfen, nachdem sie die Segel in die richtige Position gebracht hatten, denn schon mussten sie erneut ein Manöver fahren. Aber als ich zu dem Licht zurückblickte, hatten wir kein Stück zurückgelegt. Im Gegenteil: Ich konnte das Licht sehr viel deutlicher sehen, es kam von einem Leuchtturm, der an einer felsigen Landspitze stand.

Den ganzen Nachmittag kämpften wir gegen den Wind. Mal schien das Licht von Holyhead weit weg und undeutlich zu sein, dann wieder war es einige Minuten später deutlich und hell, und uns war klar, dass nur der Nebel und der Regen es so verschwommen erscheinen lassen.

Wir drei standen weiter an den Pumpen, arbeiteten so fest wir konnten und gönnten uns nur kurze Pausen, wenn wir zu erschöpft waren. Als wir uns einmal ausruhten, kam Kapitän Morris vorbei. Ich dachte, er würde schimpfen, weil wir nicht pumpten,



aber stattdessen sagte er: »Mr. Taylor! Ich danke Ihnen, dass Sie auch mit Hand anlegen. Wir brauchen jede Hilfe in einem solchen Sturm wie diesem.«

»Ich freue mich, dass ich helfen kann«, sagte der Passagier. »Aber ich mache mir eigentlich keine großen Sorgen.« Dann erzählte er dem Kapitän, dass Gott wollte, dass er nach China ging.

»Das ist zumindest ein Trost«, sagte der Kapitän. »Aber vergessen Sie nicht, was passiert ist, als der Apostel Paulus mit dem Schiff nach Rom fahren wollte.«

»Was meinen Sie?«

»Wenn ich die Geschichte in der Bibel richtig in Erinnerung habe, ist das Schiff in Malta aufgelaufen, auch wenn alle überlebten. Ehrlich gesagt, würde ich lieber mein Schiff retten.« Der Kapitän tippte sich an die

Mütze. »Ich danke Ihnen für Ihre Gebete und für Ihre Hilfe an den Pumpen.«

Der Sturm tobte weiter, doch als der Abend hereinbrach, kamen einige kleine Sonnenstrahlen am westlichen Himmel durch. Dieses Leuchten gab jedem neue Hoffnung, aber es zeigte auch deutlicher, wie schlimm der Sturm war. Plötzlich bekamen der Himmel, die See und die Wolken ein ganz anderes Aussehen. Am westlichen Horizont leuchteten helle Sonnenstrahlen und ließen das Wasser schillernd grün aufblitzen.

Ich blickte zurück zum Leuchtturm und bemerkte zum ersten Mal, wie felsig die Küste war. Es gab keinen Strand, nur hohe, schwarze Felsen, an die die Wellen schlugen, und das Wasser schäumte und spritzte bis zum Leuchtturm hinauf.

Einen Augenblick lang schien die Sonne auf den Leuchtturm, der dort wie ein einsamer weißer Pfeiler vor den düsteren Wolken stand. Auf dem Dach blinkte das Warnlicht. Für mich stand es außer Zweifel: Wenn wir gegen diese steilen Felsen getrieben würden, würde das Schiff zerbrechen. Mr. Taylor mochte sagen, was er wollte, aber *ich* konnte mir sehr gut vorstellen, dass keiner von uns einen solchen Schiffbruch überleben würde.

Mit jedem Schlag beim Kreuzen trieben uns Wind und Wellen näher an diese schreckliche Küste. Die Sonne ging unter, und plötzlich wurde der Himmel golden, dann orange und dann rot.

Jeffries sah sich das Farbenspiel mit einem erleichterten Gesichtsausdruck an: »Abendrot – Wetter gut,

Morgenrot – Seemanns Tod«, murmelte er das alte Seemanns-Spruchwort vor sich hin. »Wenn wir durchhalten können, wird dieser Sturm uns nichts mehr anhaben. Dieser Sturm war mit Sicherheit stark genug für drei.«

Die wütende See sah schrecklich aus. Wir waren auf Backbordkurs und kamen immer näher an Holyhead heran, als der erste Maat schließlich den Befehl gab: »Fertig machen zur Wende!«

»Nein, Mr. Henson!«, schrie Kapitän Morris von der Kommandobrücke. »Weiter geradeaus!«

»Kapitän«, protestierte der erste Maat, »wenn wir noch näher heranzufahren, werden wir von der Strömung erfasst und direkt auf die Felsen geschleudert.«

»Ich weiß, Henson. Geradeaus, Jungs. Weiter geradeaus.«

»Aber Kapitän ...«

»Mr. Henson, ich will nicht, dass meine Befehle in Frage gestellt werden. Schlucken Sie das, oder treten Sie ab!« Der Kapitän drehte sich wieder zu dem Steuermann herum. »Zwei Grad Backbord, Seemann.«

Das Schiff reagierte sofort auf die Kursänderung und nahm ein bisschen mehr Wind auf, aber weiter nach Backbord zu drehen, bedeutete, weiter auf die felsige Landspitze zuzufahren. Jeffries, Mr. Taylor und ich hörten auf, die Pumpen zu kurbeln, und beteten nur noch um unser liebes Leben.

»Er versucht, daran vorbeizufahren«, sagte der Steward mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich denke nicht, dass wir es schaffen.«

Dann konnte auch ich erkennen, was der Kapitän vorhatte. Statt zu wenden und von der Spitze weg weiter Steuerbordkurs zu segeln, um so weiter von der Küste wegzukommen – was den ganzen Tag nicht funktioniert hatte –, wollte er versuchen, direkt an der Spitze vorbeizufahren.

Die Spitze kam näher und näher. Selbst gegen den Wind konnten wir die Wellen hören, die gegen die Felsen schlugen, und sahen, wie die Gischt aufspritzte.

»Halten Sie jetzt geradeaus. Das ist unsere einzige Chance, Jungs«, ermutigte der Kapitän die Mannschaft. »Noch ein Grad Backbord, Steuermann.«

Oh nein, dachte ich. *Nicht noch näher!* Wir waren nicht mehr als zwei Schiffslängen von den Felsen entfernt und wurden immer noch von den gewaltigen Wellen herumgeschleudert. Aber dann erkannte auch ich, dass wir noch eine Chance haben könnten. Das Schiff kam auf gleiche Höhe mit dem Leuchtturm und langsam, ganz langsam fuhr es daran vorbei. Dann waren wir auf gleicher Höhe mit den äußersten Felsen und fuhren auch an ihnen vorbei.

Plötzlich kam ein lautes Jauchzen von der Mannschaft: »Wir haben es geschafft! Wir haben es geschafft!« Und dann war auch das Heck des Schoners an Holyhead vorbeigefahren.

Kurz hinter der Landspitze änderten sich der Wind und die Strömung etwas; und Kapitän Morris befahl dem Steuermann, den Kurs auf einige Grad Steuerbord zu korrigieren. Endlich kamen wir ein gutes Stück von der Küste weg und segelten nach Südwesten.

»Ich sehe Sie dann in meiner Kabine, Mr. Henson, wenn es Ihnen nichts ausmacht«, grollte der Kapitän und überließ die Kontrolle über das Schiff seinem zweiten Maat.

Bedrückt folgte der erste Maat dem Kapitän unter Deck. Ich fragte mich, warum er so unglücklich aussah. Wir waren alle heil aus dem Sturm herausgekommen – einschließlich Mr. Henson. Sollte er da nicht fröhlicher aussehen? Natürlich, Kapitän Morris hatte gezeigt, dass er tüchtiger und mutiger war als der erste Maat. *Deswegen ist er schließlich auch der Kapitän*, dachte ich.

»Für einen stolzen Mann wie den ersten Maat ist es hart, vor der versammelten Mannschaft so abgekanzelt zu werden«, flüsterte mir Hudson Taylor ins Ohr. Es war, als hätte er meine Gedanken gelesen.

In den folgenden Wochen lernte ich, was der »normale« Tagesablauf an Bord war. Wir hatten guten Wind und angenehmes Wetter mit nur gelegentlichen Regengüssen – nicht zu vergleichen mit dem Sturm, den wir im Irischen Kanal hatten erleben müssen.

Als Kabinenjunge bestand meine Pflicht darin, dem Steward zu helfen, den ich mochte, und dem Koch, der ein griesgrämiger alter Mann war. Ich bekam eine »Koje« (ein schmales Bett) in der Kabine des Stewards, die unterhalb der Kommandobrücke zusammen mit den Kabinen der anderen Offiziere, des Kapitäns und des Passagiers lag. Ich musste das Badezimmer der Offiziere sauber machen, jeden Tag die

Betten vom Kapitän und von Mr. Taylor machen und mit Mr. Jeffries zusammen den Abwasch erledigen, wenn die Offiziere und Mr. Taylor gegessen hatten. Hudson Taylor war der einzige Passagier an Bord. Er war kein besonders komplizierter Mann, daher brauchte er mich nicht sehr oft zu seinen Diensten.

In der Kombüse bekam ich immer die langweiligen Dinge zu tun – Kartoffeln schälen und immer wieder Töpfe schrubben. Es schien immer irgendeinen schmutzigen, verkrusteten Topf zu geben.

Selbst wenn die regelmäßigen Arbeiten erledigt waren, gab es immer irgendetwas zu tun, beispielsweise mussten auch die Messinglaternen poliert oder die Stiefel des Kapitäns geputzt werden. »Faule Hände sind Werkzeuge des Teufels«, warnte mich Jeffries dutzendmal. »Auf See ist es gut, wenn jeder beschäftigt ist.« Ich sah jedoch, dass es nicht nur um mich ging. Die Maate sorgten dafür, dass die Matrosen immer etwas zu tun hatten. Wenn der Wind gleichmäßig war und die Matrosen nicht ständig gebraucht wurden, um die Segel zu ordnen, mussten sie das Deck schrubben oder in die Takelage klettern, um Taue einzuteeren oder zu reparieren. Jeder, der beim Nichtstun erwischt wurde, wurde sofort von dem ersten und dem zweiten Maat mit Tritten und Flüchen zurück an die Arbeit geschleucht.

Auch schien es, als würden ständig Glocken läuten. Ich lernte bald, dass der 24-Stunden-Tag auf See in sechs Teile zu je vier Stunden aufgeteilt war. Während jedes Abschnitts läutete die Glocke alle halbe Stunde – einmal nach der ersten halben Stunde, zweimal nach der zweiten halben Stunde und so weiter,

bis das Ende des Abschnitts mit acht Glockenschlägen zu hören war. Der Abschnitt von vier Uhr nachmittags bis acht Uhr abends war zweigeteilt (der erste »Plattfuß« und der zweite »Plattfuß«), damit jeder in dieser Zeit zu Abend essen konnte.

Die Mannschaft war auch in zwei Gruppen aufgeteilt. Eine Gruppe war die Backbordwache, die unter dem ersten Maat stand, und unter dem zweiten Maat arbeitete die Steuerbordwache. Wenn das Wetter gut war, übernahmen die Wachen abwechselnd das Schiff – vier Stunden die eine Wache, vier Stunden die andere, außer am Nachmittag und Abend, wenn jede Wache einen Plattfuß mitzumachen hatte. Dann hatte jede Wache sechs Stunden am Stück zu tun.

Wenn das Wetter schlecht war, ertönte der Ruf: »Alle Mann an Deck!«, und jeder half mit, bis der Sturm vorüber war oder bis die Segel gerefft (halb eingearollt) waren, sodass man sicher durch den Sturm kam. Wenn ich die Matrosen hoch über Deck hängen sah, wie sie sich in der Takelung festhielten, um ein Segel während eines starken Winds zu reffen, wurde ich nervös. Ich erwartete immer, dass einer abrutschte und in seinen sicheren Tod stürzte.

Dann sagte eines Tages Kapitän Morris zu mir: »Thompson, wie wäre es, wenn du heute im Bootsmannsstuhl hochgehst, um die Taue einzuteeren? Jede Landratte kann Töpfe schrubben und Messing polieren. Dein Großvater würde mich ordentlich zusammenstauchen, wenn ich dich bis nach China mitnehmen würde, ohne dir etwas beizubringen. Jeffries, setzen Sie ihn drauf.«

Mein Mund wurde trocken. Der Bootsmannsstuhl sah aus wie meine Kinderschaukel zu Hause – außer dass das Seil an einer Rolle bis in die Spitze der Takelung ging. Ich blickte an den Masten hinauf. Auch wenn das Wetter mit dem leichten Wind und der ruhigen See gut war, schwankten die Masten hin und her. Ich war so erschrocken, dass ich kaum darauf achtete, wie Jeffries mir ein altes Hemd voller Teerschmiere überzog. Dann gab er mir einen kleinen Teereimer mit einer harten Bürste darin.

»Wenn du oben bist, binde diese Sicherungsleine am Want fest, an dem du gerade arbeitest«, sagte der Steward und band mir ein langes, dickes Seil um den Bauch. »Es verhindert, dass du zu sehr hin- und herschaukelst, und du hast beide Hände frei. Und was immer du auch tust, lass keinen Tropfen Teer nach unten fallen, oder du wirst die Nacht damit zubringen, ihn wegzulecken.«

Bevor ich überhaupt wusste, wie mir geschah, hing ich auch schon hoch über dem Deck. »Nicht nach unten sehen!«, schrie Jeffries. Ich hing dort mehr tot als lebendig, während mich die Matrosen immer höher zogen. Als ich fast oben am Mast war, begann Jeffries, mir Befehle zuzurufen. »Fang mit dem hintersten Seil zu deiner Rechten an ... Nein, das nicht. Das ist schon geteert. Das hinten.«

Ich klammerte mich mit beiden Händen an die Seile meines Bootsmannsstuhls und hatte eigentlich nicht die Absicht, sie loszulassen, um das Seil der Takelage zu ergreifen, von dem er sprach. Aber meine Hände schmerzten, und ich drehte mich in meiner Schaukel durch den Wind langsam um mich selbst. Ich musste



dem irgendwie ein Ende bereiten. Endlich streckte ich einen Fuß aus und fasste beinahe das Seil, das ich teeren sollte. Als ich beim Drehen das nächste Mal vorbeikam, benutzte ich beide Füße und erwischte es. Ich zog mich an die Wanten und hing dort mit den Beinen um das Seil. »Genau so!«, ermutigte mich Jeffries. Es hörte sich an, als wäre er einen Kilometer entfernt, und der Wind schien hier oben sehr viel stärker zu sein. »Jetzt binde die Sicherungsleine fest. Dann kannst du anfangen.«

Wenn er dachte, ich würde jetzt loslassen, war er verrückt. Aber nachdem ich zehn Minuten oder länger

dort gegangen hatte, war mir klar, dass der einzige Weg nach unten darin bestand, zu arbeiten. Ich musste etwas tun. Aber zwei Glockenschläge ertönten, bevor ich die Sicherungsleine befestigt hatte. Endlich fühlte ich mich sicher genug, dass ich eine Hand loslassen konnte und nach der kleinen Bürste im Teereimer griff, der an der Schaukel angebracht war.

Ich nahm ein wenig Teer auf die Bürste und schmierte ihn an das Seilstück über meiner Hand. Dann rieb ich ihn ein, damit das Seil gegen Regen und Wetter geschützt war. Bald hatte ich einen halben Meter geschafft – so weit ich eben aus dieser Position kam.

»Können wir weitergehen?«, fragte Jeffries, bevor ich die Möglichkeit hatte zu verschnauften.

»Ja.« Er ließ mich weiter hinunter, bis ich sagte:
»Stopp!«

Als die Glocke dreimal schlug, war ich wieder fertig mit dem Teilstück. Dann machte ich den Fehler, nach unten zu sehen. Vom Deck aus war es mir so erschienen, als wäre das Schiff fast gerade, aber hier oben aus der Takelung merkte ich, dass es so schräg lag, dass ich direkt über dem Meer hing. Ich ließ die Bürste in den Eimer fallen, und ein wenig Teer spritzte heraus, als ich nach einem Halt suchte.

»He, was zum ...?«, schrie jemand von unten, dann hörte ich Fluchen und Schreien. »Arbeite ich seit neuestem in einem Hühnerstall? Muss ich aufpassen, weil irgendwelche dummen Hühner über meinem Kopf brüten?« Ich sah wieder nach unten. Irgendwie hatte der Wind den Teer so erfasst, dass er auf der Glatze des Segelmachers gelandet war.

Der wütende Mann zog sein Messer aus der Tasche und hielt es an das Seil, an dem der Bootsmannsstuhl hing. »Ich schneide das durch, Freundchen, dann landest du bei den Haien«, schrie er zornig.

Ich hatte wirklich Angst, obwohl ich nicht glaubte, dass er es ernsthaft tun wollte, bis ich sah, wie Mr. Taylor über das Deck rannte. Er griff den Segelmacher am Arm und stand zwischen dem Messer des wütenden Mannes und dem Seil. Dann sagte er etwas zu dem Seemann, was ich nicht verstand. »Gut, gut«, sagte der Segelmacher. »Aber wenn das noch einmal passiert, dann geht er baden. Haben Sie mich verstanden?«

Der Mann stampfte fluchend weiter. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst vorsichtig mit dem Teer sein«, rief Jeffries grinsend herauf.

Als der Steward mich endlich ganz auf das Deck herunterließ, kam Mr. Taylor zu mir und klopfte mir auf den Rücken. »Mutig, mutig, mein Junge«, sagte er, und seine graublauen Augen funkelten. Ich wollte ihm dafür danken, dass er mir zu Hilfe gekommen war, aber meine Zunge schien in meinem Hals festzustecken. Ich fühlte mich überhaupt nicht mutig.

Während der nächsten Tage schickte mich der Kapitän immer wieder in dem Bootsmannsstuhl nach oben, bis ich schließlich meine Angst dort oben verlor und problemlos zwischen Himmel und Meer hängen konnte. Es fing sogar an, mir zu gefallen, dort oben hin- und herzuschaukeln.

Dann nahm das Schiff Kurs auf das Kap der Guten Hoffnung, um an Afrika vorbeizusegeln. Von dort

oben aus der Takelage konnte ich meilenweit sehen, während wir Tag für Tag weitersegelten, und ich war der Erste, der zwei andere Schiffe am Horizont erblickte. Aber was ich am meisten genoss, waren die Delfine, die um unser Schiff herumtobten. Sie leisteten uns eine Weile Gesellschaft, dann verschwanden sie einige Stunden oder Tage, um plötzlich wieder aufzutauchen. Einige der Seeleute sagten, dass es unterschiedliche Delfinschwärme seien, aber ich bin sicher, dass ich einige von ihnen wiedererkannt habe. Es war ein tröstlicher Gedanke, dass dieselben Delfine immer wiederkehrten, um uns den Weg zu zeigen.

Über Bord

Als wir das Kap der Guten Hoffnung im Süden Afrikas umrundet hatten, segelten wir weiter durch den südlichen Teil des Indischen Ozeans. Wir segelten ungefähr 120 Meilen an Australien vorbei, doch im Februar, als wir durch die Inseln von Indonesien fuhren, gab es Tage, an denen wir kaum vorwärtskamen. Die Segel hingen schlaff herunter oder flatterten nur ab und zu ein wenig, ohne uns weiter voranzubringen, und wir trieben einfach auf dem heißen und bleifarbenen Meer.

Glücklicherweise wehte nachts meistens eine schwache Brise, die uns wenigstens ein Stückchen weiterbrachte, aber eine südwestliche Strömung trieb uns während der windstillen Tage wieder zurück.

Während dieser Zeit verbrachten wir viele langweilige Stunden an Deck (man kann nicht jeden Tag die ganze Zeit das Deck schrubben), sodass ich den Schiffspassagier besser kennen lernte.

Hudson Taylor hatte um die Erlaubnis gebeten, am Sonntagmorgen einen Gottesdienst abhalten zu dürfen. Kapitän Morris, Jeffries, der afrikanische Steward, und der Schiffszimmermann waren sofort Feuer und Flamme für diese Gottesdienste und waren immer dabei, wenn das Wetter es erlaubte.

Ich nahm auch an diesen Gottesdiensten teil, weil ich Hudson Taylor, Jeffries und den Kapitän mochte. Aber nur sehr wenige der anderen machten mit. Wenn sie zufällig an Deck waren, standen sie manch-

mal nur so herum und hörten aus lauter Langeweile zu. Aber wenn sie schliefen, Schach oder etwas anderes spielten, ließen sie sich durch nichts unterbrechen, schon gar nicht vom »Kirchgang«, selbst wenn Jeffries oder Taylor sie eingeladen hatten.

Das überraschte mich. Ich hatte gelernt, dass England ein christliches Land war, daher dachte ich, dass die meisten der englischen Seeleute Christen waren. Aber nachdem ich mit ihnen so eng auf dem Schiff zusammengelebt hatte, lernte ich nach und nach die Unterschiede verstehen. Einige machten sich natürlich lustig über den Glauben an Gott. Das hatte ich erwartet, und es erstaunte mich nicht. Aber die meisten kümmerten sich überhaupt nicht um den Glauben – obwohl sie getauft waren. Einige waren kirchlich verheiratet, und die

meisten würden sich wohl kirchlich beerdigen lassen. Sie nannten sich Christen, aber sie hatten nicht wirklich den Wunsch, »ihr Kreuz auf sich zu nehmen und Jesus nachzufolgen«, wie Mr. Taylor es ausdrückte.

Das gab mir zu denken. Wenn ich ehrlich sein



sollte, war ich auch genau solch ein Christ. Ich fühlte mich irgendwie schuldig, daher ging ich hoffnungsvoll zu jedem Gottesdienst, den Mr. Taylor an Deck hielt.

Eines Tages predigte Hudson Taylor über das dritte Gebot: »Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.« Ich hatte nie darüber nachgedacht, was es hieß, den Namen Gottes zu missbrauchen. Die Matrosen der *Dumfries* waren ein fluchender und schimpfender Haufen, und ich wusste, dass man einiges von dem, was sie sagten, eigentlich nicht sagen durfte. Aber Mr. Taylor erklärte, dass »O Gott« oder der kurze Hilferuf »Jesus Christus« kurze Gebete sein konnten, wenn man sie wirklich ernst meinte. Aber wenn man eigentlich gar nicht mit Gott sprechen wollte, dann missbrauchte man seinen Namen.

Als ich darüber nachdachte, merkte ich, dass die Seeleute, wenn sie diese Worte benutzten, nicht Gott anredeten, sondern nur seinen Namen benutzten, um Überraschung, Ekel oder Ärger auszudrücken. Zum ersten Mal verstand ich dieses Gebot und beschloss, besser auf das zu achten, was ich sagte. Ich wusste nicht genau, was es bedeutete, ein Christ wie Mr. Taylor und Kapitän Morris zu sein, aber es gab keinen Grund, Gott gegenüber ungezogen zu sein. Schließlich könnte ich ihn eines Tages vielleicht doch wirklich brauchen!

An einem stillen, heißen Sonntagmorgen hatten uns die Strömungen gefährlich nah an die Nordküste von Neuguinea getrieben. Während Mr. Taylors Gottesdienst bemerkte ich, dass Kapitän Morris besorgt

aussah und des Öfteren unseren kleinen Kreis verließ, um über die Reling zu blicken. Auch Mr. Taylor bemerkte es, und nach dem Schlussgebet fragte er: »Was gibt es für ein Problem, Kapitän? Sie sehen beunruhigt aus.«

»Das bin ich auch, Mr. Taylor. Die Strömung ist hier sehr stark, und nicht weit von hier ist eine Riffkette. Ohne ein bisschen Wind werden wir bald auflaufen, und die scharfen Korallenriffe können genauso Löcher in die Seiten des Schiffes reißen wie die Felsen von Holyhead.«

Der Kapitän drehte sich um und rief nach einem Mann, der mit einem Fernglas in die Takelage klettern sollte, um nach dem Riff Ausschau zu halten. Eine weitere Stunde verging, ohne dass sich ein Lüftchen regte, dann rief der Mann von oben: »Dort sind sie! Ungefähr eine Viertelmeile von hier!«

Alle rannten an die Reling, um selbst nachzusehen, aber wir konnten nichts erkennen. Etwa zehn Minuten später fragte Kapitän Morris, ob wir uns immer noch dem Riff näherten.

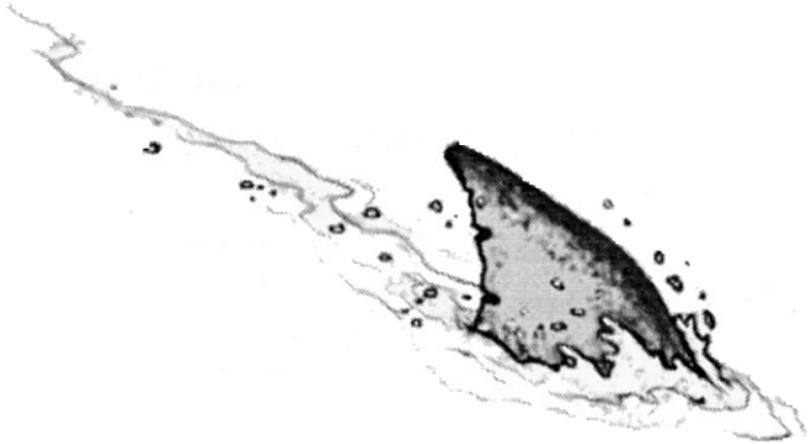
»Keine Frage, Sir. Inzwischen müsste es auch von Deck aus zu sehen sein.«

Ich schaute in die Richtung, in die der Mann zeigte, und glaubte, einen hellen grünen Streifen im Wasser zu sehen, wo die Wellen seichter wurden.

»Mr. Henson«, sagte der Kapitän zu seinem ersten Maat, »lassen Sie ein Beiboot zu Wasser, und setzen Sie alle hinein, die rudern können. Vielleicht können wir die *Dumfries* von der schwierigen Stelle wegziehen.«

Das Beiboot mit zwei Mann an jedem Ruder zog uns eine Stunde lang. Vielleicht kamen wir dadurch dem Riff nicht so schnell näher, aber selbst ich sah, dass wir immer noch darauf zutrieben. Die Linie im Wasser war jetzt ganz klar – und nicht mehr als hundert Meter weg.

Plötzlich sah ich an der grünen Linie entlang einen grauen Schatten. Ich blinzelte, denn ich dachte, meine Augen hätten mir einen Streich gespielt, aber in diesem Augenblick sagte der Mann in der Take-lung: »Haie! Haie!«



Die Aussicht, eventuell in ruhigem Gewässer auf ein Riff aufzulaufen, schien die Mannschaft nicht allzu sehr zu beunruhigen, aber die Tatsache, dass es hier Haie gab, änderte alles. Panik breitete sich auf dem Schiff aus. Einige der Männer begannen, die Rettungsboote loszubinden. »Solange ich nicht den Befehl gebe, das Schiff zu verlassen, bleiben diese Boote, wo sie sind«, brüllte der Kapitän. »Wenn ihr sie noch einmal berührt, geht ihr unter Deck.«

Ich starrte auf die grauen Umrisse. Die Haie waren fünf bis sieben Meter lang. Manchmal zeigte sich eine dreieckige Flosse über der Wasseroberfläche, und jedes Mal lief mir dabei ein Schauer über den Rücken.

Kapitän Morris rief das Beiboot zurück und drehte sich zu Hudson Taylor um. »Wir brauchen das Beiboot und die Rettungsboote, wenn wir uns alle retten wollen. Wir haben alles getan, was man tun kann. Jetzt können wir nur noch abwarten. Ich hoffe, dass Sie auf irgendeine Weise immer noch China erreichen.«

»Nein, wir haben noch nicht alles probiert«, sagte Mr. Taylor.

»Nein?« Der Kapitän hob seine buschigen Augenbrauen. »Und was könnten wir noch vergessen haben?«

»Hier an Bord gibt es mindestens vier Leute, die Christen sind«, sagte Mr. Taylor ruhig. »Lasst uns jeder in seine Kabine gehen und Gott darum bitten, dass er uns eine Brise schickt. Er kann es genauso gut jetzt wie bei Sonnenuntergang tun.«

Der Kapitän rieb sich das Kinn. »Einverstanden«, sagte er und ging, um den Steward und den Zimmermann zu suchen. Ich wollte nicht außen vor stehen, aber ihre Handlungsweise zeigte mir sehr deutlich, was mir schon seit einigen Tagen durch den Kopf ging: Ich hatte mich nicht entschieden, *kein* Christ zu sein, aber ich hatte mich auch genauso wenig entschieden, Christus nachzufolgen.

Der erste Maat zuckte mit den Schultern, als er sah, wie der Kapitän und die anderen unter Deck ver-

schwanden. Dann drehte er sich um und starrte auf die Haie im Wasser. Ich zählte drei, die am Korallenriff immer hin- und herschwammen, als ob sie genau wüssten, dass wir ihr nächstes Essen sein würden. Hin und her, hin und her ...

Plötzlich hörten wir Hudson Taylors Stimme hinter uns. »Mr. Henson, ich denke, Sie lassen besser einige Segel mehr setzen, damit wir den Wind optimal nutzen.«

»Wozu sollte das gut sein?«, schnarrte der erste Maat. »Weil wir gebetet haben, und ich bin sicher, dass Gott sofort einen Wind schicken wird. Aber wir müssen darauf vorbereitet sein.«

Henson blickte skeptisch in die Segel. Auch ich sah hinauf und bemerkte, wie die Toppsegel – die Royalsegel, wie sie sie nannten – zu flattern begannen.

»Sehen Sie? Es kommt Wind auf!«, sagte Mr. Taylor. »Sehen Sie sich die Royalsegel an!«

»Das ist doch nur ein kleines Lüftchen«, meinte der erste Maat abfällig. »Das haben wir doch selbst an den ruhigsten Tagen ein paarmal.«

»Lüftchen oder nicht«, schrie Taylor, »lassen Sie die Segel herunter, oder wir laufen auf das Riff auf.«

Der Maat war sehr überrascht, aber er gab den Befehl. Sobald die Segel gesetzt waren, wurden sie vom Wind gebläht. Mit einem sehnlichst erwarteten Knarren in den Wanten hörte die *Dumfries* auf zurückzufallen und begann, sich vorwärts zu bewegen.

»Gott sei Dank!«, rief Kapitän Morris, als er aus seiner Kabine an Deck rannte. Zu unser aller Überraschung hielt die Brise an, bis wir an den Palau-Inseln

vorbeigefahren waren und das gefährliche Riff weit hinter uns gelassen hatten.

Am Mittwoch, dem 1. März 1854, gingen wir schließlich im Hafen von Shanghai in China vor Anker. Ich sehnte mich danach, endlich wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Fünfeinhalb Monate waren wir auf See gewesen.

Mr. Taylor erschien mit seinen verschiedenen Taschen und Kisten an Deck, blickte aufgeregt um sich auf den Hafen, auf dem es vor Menschen nur so wimmelte. Er hielt einen Augenblick inne, um der gesamten Mannschaft die Hand zu schütteln und allen für die Reise zu danken. Ich wusste, dass einige ihn für etwas verrückt hielten, aber die meisten von ihnen hatten Respekt vor dem ungewöhnlichen Missionar.

Als Taylor zu mir kam, witzelte ich: »Sagen Sie nicht Lebewohl, wir sehen uns noch in Shanghai!«

Aber ich hatte nicht mit dem Kapitän gerechnet, der das Ganze sehr ernst nahm. »Tut mir leid, Thompson«, unterbrach Kapitän Morris. »Shanghai ist eine schlimme Stadt – kein Ort für einen jungen Mann wie dich, dass er dort spazieren gehen könnte. Du musst an Bord des Schiffes bleiben. Hier gibt es für dich jede Menge zu tun.« Dann drehte er sich um und ging, um Hudson Taylor dabei zu helfen, die Strickleiter in das Beiboot herabzulassen, das ihn an Land bringen sollte.

Ärger stieg in mir auf. Ich war gewaltsam für dreiundzwanzig Wochen auf See angeheuert worden, und ich sehnte mich danach, endlich einmal wieder

an Land gehen zu können. Ich wusste, dass keiner dem Kapitän widersprechen durfte, aber ich konnte nicht anders. Als das Beiboot von der *Dumfries* wegfuhr, zog ich den Kapitän am Ärmel. »Ich bin gekidnappt und gegen meinen Willen auf dieses Schiff gebracht worden!«, protestierte ich. »Sie könnten mir zumindest die Freiheit lassen, wenn wir jetzt im Hafen sind.«

Kapitän Morris' Augen wurden schmal, und sein Gesicht wurde ernst. »Ich sagte: Du bleibst an Bord, und das habe ich auch so gemeint.« Damit drehte er sich um und ging weg.

Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Nicht an Land gehen? Wieder fühlte ich mich wie ein Strafgefangener.

Vor Anker im Hafen von Shanghai zu liegen, der nicht mehr als eine große Ausbuchtung in dem schmutzigen Fluss Huangpu war, war schlimmer, als auf See zu sein. Das eintönige Leben an Bord – manchmal fast ganz allein außer der Schiffswache von zwei oder drei Matrosen – ließ das Heimweh mehr denn je in mir erwachen.

Jeffries und der Koch taten ihr Möglichstes, um mich zu beschäftigen, aber ich hatte viel zu viel Zeit, diese exotische Welt außerhalb meiner Reichweite zu betrachten. Dutzende anderer Schiffe gingen vor Anker – selbst einige britische Kriegsschiffe –, und zwischen den großen Schonern tummelten sich ständig die chinesischen Dschunken. Sie versuchten, heißen Reis und Gemüse, merkwürdig aussehendes Obst und Stoffballen an die ausländischen Seeleute zu verkaufen. Ich beobachtete, wie Kähne seitlich an den

großen Schiffen anlegten, um Tee und andere Waren aufzuladen, die dann in England oder Amerika verkauft werden sollten.

Endlose Tage gingen vorüber, aber kein Kahn legte an der *Dumfries* an. »Wo ist unsere Teeladung?«, fragte ich Jeffries eines Abends, als er zurück an Bord kam.

»Wir bekommen wahrscheinlich gar keinen Tee«, sagte er und zuckte mit den Schultern.

»Warum nicht?«

»In Shanghai fängt ein Krieg an.«

»Ein Krieg? Gegen wen? Ich habe nicht gesehen, dass die britischen Kriegsschiffe irgendetwas tun.«

Jeffries blickte unwillig drein. »Es ist kein solcher Krieg. Es ist eine chinesische Sache. Ein Haufen Rebellen, sie heißen ›die Roten Turbane‹, versuchen, den chinesischen Teil der Stadt in ihre Gewalt zu bringen. Sie sind nicht an den Siedlungen der Europäer interessiert, sonst würdest du sehen, wie die britischen Soldaten gegen sie vorgehen würden.«

»Aber was hat das mit unserem Tee zu tun?«

»Ich nehme an, die Kämpfe betreffen die chinesischen Handelswege, sodass Teepflanzer nicht so viel Tee den Fluss hinunterschicken können. Je weniger Tee, desto höher die Preise für das, was verfügbar ist, und momentan ist der Preis so hoch, dass die Schiffahrtsgesellschaft kein Geld damit verdienen würde. Deshalb sitzen wir hier fest. Vielleicht ist es in einigen Tagen besser.«

In meiner Enttäuschung und Wut hätte ich am liebsten auf irgendetwas eingepöbeln. Das war nicht fair!

Ich wollte nach Hause, aber jetzt saßen wir in China fest, und ich hatte nicht einmal die Erlaubnis, das Schiff zu verlassen. Weiter gingen die Tage dahin, und es gab immer noch keinen Tee.

Dann eines Morgens sagte mir Jeffries, dass wir am nächsten Tag das Schiff beladen würden – aber es würde kein Tee sein. »Die *Dumfries* gehört Aiken & Company«, sagte er, »und sie haben hier in Shanghai Büros. Der Mann dort hat für uns organisiert, dass wir eine Ladung Seide und andere Waren nach San Francisco bringen. Ich nehme an, die Kalifornier haben sich eine goldene Nase mit ihrem Goldtausch verdient und wollen sich jetzt standesgemäß kleiden.« Er rümpfte bedeutsam die Nase. »Wenn wir in einem halben Jahr wieder nach Shanghai kommen, ist der Teepreis vielleicht so weit gefallen, dass Aiken Gewinne machen kann. Wer weiß? Aber so geht es nun einmal im Schiffahrtsgeschäft.«

Mir brach der kalte Schweiß aus. Drei Monate nach Amerika und drei Monate wieder zurück nach China! Dann, *wenn alles gut ging*, wieder fünf oder sechs Monate zurück nach England. Und es konnte auch noch länger dauern! Ich konnte nicht warten. Das wären ja zwei Jahre! Ich wäre dann vierzehn, bevor ich wieder nach Hause kam. Mein Leben lag nicht mehr in meinen Händen, bloß weil ein ungeduldiger erster Maat nicht fähig gewesen war, seinen Kabinenjungen beim Auslaufen seines Schiffes zu finden.

Als ich darüber nachdachte, wurde ich auch wütend auf den Kapitän. Er hatte mich nicht zurück nach Liverpool gebracht, als ich gewaltsam angeheuert wor-

den war; er hatte auch nicht lange genug angehalten, um mich auf die *Sea Witch* zu bringen.

Der Gedanke an die *Sea Witch* brachte mich auf eine Idee. Der Hafen war voll von anderen Schiffen. Eines von ihnen würde doch bestimmt nach England fahren. *Wenn ich nun das Schiff wechseln würde und auf einem anderen Schoner mitfahren konnte?*, dachte ich.



Aber ich hatte kein Geld, um eine Überfahrt zu bezahlen. *Ich könnte mich ja auch auf einem anderen Schiff anheuern lassen.* Es könnte klappen, aber es war gefährlich. Ich hatte viele Horrorgeschichten gehört von gemeinen Kapitänen, die ihre Mannschaften auf See prügeln. Ich musste zugeben, dass das Leben an Bord der *Dumfries* nicht allzu schlecht gewesen war.

Aber zwei Jahre? Ich konnte nicht so lange warten! Ich beschloss, es zu probieren und bei der ersten Gelegenheit das Schiff zu wechseln.

Sie bot sich eines Tages nach den drei Glockenschlägen der ersten Wache. Der Einzige, der noch mit mir an Bord war, ging in die Kombüse, um sich etwas zu essen zu holen. Ich stand an der Steuerbordreling, als eine chinesische Dschunke ganz nah an uns vorbeisegelte, sodass ich hätte hinüberspringen können. Stattdessen kletterte ich über die Reling und wartete, bis sie vorbeigesegelt war, dann sprang ich ins Wasser. Mit einigen wenigen Schwimmschüben hatte ich die Dschunke erreicht und hielt mich an dem Seil fest, das im schmutzigen Wasser hing.

Ich hängte mich daran und wurde von der *Dumfries* weggeschleppt in die Innenstadt von Shanghai ... und in eine sehr ungewisse Zukunft.

»Keine Angst, wir erschießen dich nur!«

Die chinesische Dschunke, die mich durch das schlammige Wasser des Hafens von Shanghai zog, legte natürlich nicht im europäischen Teil der Stadt an, sondern im chinesischen. Ich ließ mich ein Stückchen von dem Heck des kleinen Bootes mit seinen rotbraunen, wie Fächer aussehenden Segeln wegtreiben und schwamm an das verschmutzte Ufer, wo einige Läden auf Pfählen über den Fluss gebaut worden waren.

Als ich aus dem Wasser kam, tropfnass und stinkend, muss ich wie ein Monster ausgesehen haben, das von einem anderen Stern kommt. Ich bahnte mir meinen Weg durch die Geschäfte und lief in eine enge, kurvige Straße. Dann wandte ich mich nach Norden, da ich hoffte, den europäischen Teil der Stadt zu finden. Die Straße war voller Menschen; zu meiner Überraschung nahmen sie kaum Notiz von mir, aber ich beobachtete sie genau. Alles war hier so anders!

Lange schwarze geflochtene Schwänze hingen den Menschen den Rücken hinunter. Alle trugen lange, lockere Hemden über Flatterhosen. Manche zogen zweirädrige Karren, die mit hoch aufgetürmten Waren beladen waren, während andere eine Latte auf den Schultern trugen, bei der an jeder Seite Eimer mit Nahrungsmitteln oder Wasser hingen.

Nach einer Weile bemerkte ich etwas Ungewöhnliches. In all diesem Treiben gab es überhaupt keine

Frauen auf den Straßen. Dann sah ich eine Frau und ein Mädchen in meinem Alter an einer Art Marktstand. Aber das Erste, was mir auffiel, waren ihre winzigen, schlurfenden Schritte beim Gehen. Ich blieb stehen, um zu sehen, warum. Sie hatten beide Babyfüße, winzig kleine Füße in schwarzen Schuhen. Es war das Merkwürdigste, das ich jemals gesehen hatte. *Wahrscheinlich irgendeine Krankheit*, dachte ich.

Die Geschäfte und Gebäude schienen nicht sehr stabil. Sie bestanden zum größten Teil aus Bambusstreifen, die ineinander verwoben waren; andere wieder waren mit farbigem Papier bedeckt, sodass das Licht von drinnen nach draußen schien.

Ich drückte mich weiter durch die Menge und lief an Häusern vorbei, die fester waren. Sie hatten ziegelgedeckte Dächer, bei denen sich die Ecken nach oben bogen. Als ich sie mir in dem Dämmerlicht des Abends näher betrachtete, sah ich, dass an jeder nach oben gebogenen Ecke ein geschnitzter Drache saß, wodurch sie furchterregend aussahen.

Und dann sah ich eine weitere Frau, die dieselben kleinen, schlurfenden Schritte machte. Auch ihre Füße waren sehr klein. *Das ist doch komisch*, dachte ich.

Exotische Gerüche und helle, gezupfte Musik drangen durch die Luft, als das Abendessen über den Kohlefeuern zubereitet wurde. Ich merkte, dass ich hungrig war, aber ich eilte weiter, um den europäischen Teil der Stadt zu finden.

Je weiter nördlich ich ging, desto verlassenere wurden die Straßen. Die wenigen Menschen, die ich sah, liefen von Haus zu Haus, nachdem sie die Straße ent-

langgesehen und in den dunkler werdenden Himmel geblickt hatten. Nervös lief ich schneller. Als ich an einer Steinmauer vorbeikam, ergriffen mich zwei starke Männer und zogen mich in eine schmale Gasse. Sie drückten mich an die Wand und begannen, mich auf Chinesisch anzuschreien. Ich schüttelte den Kopf und rief: »Ich verstehe euch nicht! Ich verstehe euch nicht.« Ich versuchte, mich loszureißen und zu fliehen, aber sie warfen mich so hart gegen die Mauer, dass ich kaum noch atmen konnte.

Von irgendwoher kam noch ein Mann. Er trug eine Militäruniform mit einem eigenartigen Schwert, das an seiner Seite hing. Mit einem Wink bedeutete er den beiden anderen, zur Seite zu gehen. Ich atmete erleichtert auf, als er vor mir stand, die Hände an die Hüften haltend. »Du Spion!«, sagte er, und sein Spitzbart zitterte.



»Nein, nein. Ich bin nur ein Matrose, ein britischer Seemann, ein Kabinenjunge.«

»Du Spion!«, sagte er wieder auf Englisch. Das war keine Frage. Nein, es war das Urteil eines Richters. »Du bist ein Spion der Roten Turbane.« Mit einer stillen Geste befahl er den beiden Männern, mich wieder zu ergreifen.

»Nein, warten Sie! Ich bin ein Kabinenjunge, ich sage es Ihnen doch – auf dem Schoner *Dumfries*. Sie liegt im Hafen vor Anker. Ich kann sie Ihnen zeigen.« Die Männer griffen mich bei den Armen und schleppten mich hinter dem Offizier her. »Sie haben mich nicht verstanden, wie soll ich denn ein Spion sein?«

»Ah! Du gestehen. Du sagen, ich ein Spion sein. Du gestehen. Gut. Wir dich nur erschießen. Nicht quälen«, sagte der Offizier über die Schulter.

»Nein, nein, nein!«, protestierte ich und versuchte, mich loszureißen. Er hatte mich falsch verstanden. Aber je fester ich zog, desto fester hielten mich die Männer und desto schneller liefen wir.

Dann plötzlich hörte man ein pfeifendes Geräusch, gefolgt von einer unglaublich lauten Explosion in dem Haus neben uns. Die Wucht riss uns alle zu Boden. Noch ganz benommen blickte ich mich um und sah, dass der Mann zwischen mir und dem explodierenden Haus von den herumfliegenden Trümmern ernsthaft verletzt worden war. Sein Körper hatte mich geschützt.

Ein weiteres Pfeifen über unseren Köpfen, und die Straße hinter uns explodierte. Dann hörte ich irgendwo vor uns Schüsse.

In diesem Aufruhr merkte ich plötzlich, dass mich niemand mehr festhielt. Ich sprang auf die Füße und rannte den Weg zurück, den wir gekommen waren. Ich bog um die erste Ecke und dann wieder um eine, aber dort standen genau vor mir einige Soldaten um eine Kanone, die mitten auf der Straße aufgebaut worden war. Ein furchtbarer Knall ertönte, als die Kanone direkt über meinen Kopf abgefeuert wurde. Der Krach ließ meine Ohren zufallen. Ich taumelte einige Schritte zurück, dann drehte ich mich um und rannte in die andere Richtung.

Ich rannte und rannte, bis ich an eine andere Straße kam, wo die Menschen unbekümmert herumliefen. Ich konnte immer noch das Donnern der Kanonen und das Tat-tat-tat der Gewehrfeuer in der Ferne hören. Aber ich hatte mich verirrt. *Ganz ruhig, bleib ganz ruhig*, beschwor ich mich selbst. Ich nahm an, dass die Schießerei nicht vom Hafen und auch nicht aus dem Norden kam, denn dort war der europäische Sektor. Also waren diese Kämpfe entweder im Westen oder im Süden. Ich schätzte, im Westen. Deshalb ging ich in die Richtung, von der ich annahm, dass es Norden war.

Die Straßen in dem chinesischen Teil von Shanghai waren eng und unübersichtlich, deswegen musste ich sehr vorsichtig sein, auch wenn ich das Gewehrfeuer einmal nicht hörte. Nach zwei oder drei Biegungen war ich mir wieder nicht mehr sicher, in welcher Richtung Norden lag.

Schließlich kam ich an eine Brücke, die über einen Kanal oder Fluss führte. Auf der anderen Seite war offenbar der europäische Teil der Stadt. Ich war ge-

nauso überrascht von dem Anblick, wie ich es gewesen war, als ich im chinesischen Teil umherlief. Ich hatte nur einige Holzhäuser erwartet, die dort als eine Art Regierungssitz oder Außenposten gebaut worden waren. Stattdessen bekam ich stattliche Steinhäuser mit wundervollen Gärten, zwei Kirchen und einige große Regierungsgebäude, die zwei bis drei Stockwerke hoch waren, zu sehen.

Es war dunkel, aber die Lichter von den Häusern und den Straßenlaternen warfen ein warmes Licht auf die umherlaufenden Menschen. Es gab nur sehr wenige Pferdekutschen auf den Straßen, aber die Menschen bewegten sich fast so schnell – wenn nicht sogar schneller – in eigenartigen Sänften vorwärts, die von Kulis getragen wurden.

Seeleute, viele von ihnen laut und wahrscheinlich angetrunken, torkelten in kleinen Gruppen von Kneipe zu Kneipe.

Es tat gut, in dieser fast schon vertrauten Umgebung zu sein, aber mir wurde bewusst, dass ich keinen Platz zum Schlafen hatte und kein Geld, um mir etwas zu essen zu kaufen. Die Regierungsgebäude und die Zweigstellen der verschiedenen Schifffahrtslinien waren alle geschlossen, es gab also keine Möglichkeit, noch an diesem Abend eine Stelle auf einem Schiff nach England zurück zu finden.

Ich sah gerade in ein Lokal hinein und dachte darüber nach, wie ich mir etwas zu essen organisieren konnte, als ich hinter mir Stimmen hörte. »He, da ist ja unser Kabinenjunge, Thompson«, sagte einer.

Ich drehte mich um. Die Matrosen waren von der *Dumfries*, und mitten unter ihnen war Henson, der

erste Maat. »Was tust du hier?«, forderte er mich heraus. »Ich dachte, der Kapitän hätte dir befohlen, an Bord zu bleiben.«

Ich wartete nicht ab; ich drehte mich um und rannte los.

»Ihm nach, Jungs! Er hat das Schiff verlassen.«

Ich rannte drei Blocks weit, die Seeleute dicht auf den Fersen. Zwar konnte ich mich zwischen den Sänften schneller durchschlängeln als sie, aber ich wusste nicht, wie weit ich noch laufen konnte. Dann bog ich in eine schmale Gasse ein; ein Karren, der hoch mit Heu beladen war, fuhr langsam vor mir her, und es gab so gut wie keine Möglichkeit, daran vorbeizukommen. Ich wollte schon zurückrennen, da kam mir eine Idee. Ich sprang hinten auf den Karren und zog mich hoch. Schnell vergrub ich mich in dem Heu und wartete ab.

»Wo ist er hin?«, fragte einer der Seeleute, als sie nur noch um Armeslänge von mir entfernt waren. Der Wagen schaukelte langsam weiter über die Pflastersteine.

»Hast du ihn gesehen?«, fragte ein anderer.

»Nein. Aber er muss hier irgendwo sein.« Das war Henson. »Du da, such du zwischen den Häusern. Dann sieh nach, ob er nicht zurück in diese Kneipe um die Ecke gegangen ist. Und du«, sagte er zu einem anderen Matrosen, »lauf vor und sieh nach, ob du ihn nicht finden kannst.«

Langsam brachte mich der Karren in Sicherheit. Dann hielt er plötzlich an. *O nein*, dachte ich. *Jetzt werden sie mich sicher kriegen. Fahr weiter, bitte fahr weiter.* Aber der Karren stand still.

»Da drin ist er nicht«, sagte einer der Matrosen, als sie sich wieder hinter dem Karren versammelten. Auch die anderen erstatteten Bericht.

»Leute, geht aus dem Weg«, sagte Henson. »Der Mann will Heu in seiner Scheune abladen. Aber sieh du zuerst in der Scheune nach, Barclay.«

Ich hörte, wie der Fahrer des Karrens eine Heugabel aus dem vorderen Teil des Wagens nahm. Dann hörte ich, wie sie direkt neben mir ins Heu gestoßen wurde. Mein Herz hörte fast auf zu schlagen. Entweder ich wurde von der Heugabel aufgespießt, oder aber ich lieferte mich der Mannschaft der *Dumfries* aus.

Ich wollte schon aufgeben, als Henson sagte: »Wenn wir dieses Kind schnappen, werden wir es in der Takelage aufhängen. Niemand flieht von einem Schiff und lebt weiter, um davon zu erzählen.«

»Was meinst du damit? Wir sind doch nicht die Flotte Ihrer Majestät«, sagte eine andere Stimme. »Von Bord zu fliehen ist kein Kapitalverbrechen. Die Kerle tun das doch alle.«

»Nicht wenn ich erster Maat bin. Kommt, gehen wir. Wir werden ihn schon noch kriegen.«

Uff. Die Heugabel drang direkt neben meinem Kopf ins Heu. Zwei der Spitzen liefen rechts und links an meiner Hand vorbei und nahmen das Heu weg. Jetzt konnte ich über mir die Sterne sehen. Aber ich blieb immer noch still liegen.

Dann hörte ich, wie die Seeleute durch die Gasse zurückgingen und sich miteinander unterhielten. Da sie in die andere Richtung blickten, krabbelte ich aus

dem Heu und ließ mich über die Seitenwand des Karrens fallen, bevor der Fahrer zurückkam, um eine weitere Gabel voll aufzuspießen.

Da ich die Mannschaft der *Dumfries* mehr fürchtete als die königliche chinesische Armee, beschloss ich, in den chinesischen Teil zurückzukehren. Ich hielt vorsichtig Ausschau nach den Soldaten. Aber es kümmerte sich keiner um mich, so wie Henson es im europäischen Teil getan hatte. Eigentlich hatte sich zuvor auch niemand an mir gestört, erst als ich dem Kampf zu nah gekommen war.

In dieser Nacht schlief ich auf den kalten Stufen eines buddhistischen Tempels mit einem Buddha, der sich riesengroß über mir erhob. Am nächsten Morgen war ich steif, fror und war so hungrig, dass ich glaubte, dem Hungertod nahe zu sein. Einige Menschen kamen in den Tempel und brachten Schüsseln mit Reis und Gemüse zu dem Standbild des Buddha. Wieder war eine Frau mit schlurfenden Schritten dabei. Ich begann, mich zu fragen, warum alle chinesischen Frauen so kleine Babyfüße hatten.

Als die Gläubigen gegangen waren, untersuchte ich das Essen, das sie dagelassen hatten. *Vielleicht könnte ich ein bisschen davon essen*, dachte ich. Aber es waren immer irgendwelche Menschen da, und mir wurde klar, dass sie es ihrem Gott opferten.

Ich versuchte zu betteln. Viele nahmen mich gar nicht zur Kenntnis, aber einige lachten und wollten, dass ich ihnen noch mehr vorspielte. Vielleicht dach-

ten sie, ich wäre ein Clown. Aber niemand gab mir etwas zu essen.

Am Nachmittag ging ich zum Wasser hinunter, wo ich die *Dumfries* im Hafen liegen sah. Ein Kahn hatte an der Seite angelegt und belud sie mit Waren. Das Schiff würde bald auslaufen. Ich dachte darüber nach, wieder mitzusegeln, vielleicht konnte das britische Konsulat etwas erreichen. Die Behörden würden mich sicher davor schützen, gehängt zu werden, außerdem glaubte ich nicht, dass Kapitän Morris es zulassen würde. Aber ich wollte auf keinen Fall zusätzliche sechs oder acht Monate auf See verbringen, während die *Dumfries* nach San Francisco und zurück segelte.

Nein, beschloss ich, ich werde warten, bis sie losgefahren sind. Dann gehe ich zurück in den europäischen Teil und suche mir einen Job auf einem anderen Schiff, das nach England zurückfährt. Aber was für einen Hunger ich hatte.

Und dann, während ich noch in den Hafen starrte, sagte eine junge Stimme: »Du englisch?« Ich drehte mich um und sah ein lächelndes chinesisches Mädchen in meinem Alter. Mir fiel ihr Lächeln auf, denn die meisten Chinesen schienen nicht besonders viel zu lächeln.

»Ja, ich bin Engländer.« Ich war dankbar, jemanden zu finden – irgendjemanden –, der mich nicht bedrohte, mich jagte oder sich über mich lustig machte.
»Wie heißt du?«

»Ich englisch.«

»Was?«

»Du – ich – englisch.«

So ging es eine Weile hin und her, bis ich herausgefunden hatte, dass sie bei mir Englisch lernen wollte. Das brachte mich auf eine Idee. Mit vielen Schwierigkeiten gab ich ihr zu verstehen, dass ich ihr Englisch beibringen würde, wenn sie mir dafür etwas zu essen organisierte.



Das Mädchen schien sich zu freuen und eilte davon. Sie winkte mir zu, ihr zu folgen. Das Erste, was mir an ihr auffiel, war, dass sie nicht so winzige Füße hatte wie alle anderen chinesischen Frauen. Ich deutete auf ihre Füße und zeigte mit meinen Händen, dass sie lang waren. Zuerst wurde sie blass, dann lächelte sie und sagte: »Englisch«, und nickte mit dem Kopf.

Indem wir auf uns selbst deuteten und unsere Namen sagten, fand ich heraus, dass sie Namu hieß. Wir brauchten nicht weit zu gehen, bis wir an ein großes Grundstück, das von einer Mauer umgeben war, kamen. *Wenn sie dort zu Hause ist, dachte ich, kommt sie aus einer wichtigen Familie.* Sie nahm mich mit an ein Tor auf der Rückseite und gab mir mit Hilfe von Bewegungen, einer Flut chinesischer Wörter und einigen englischen Brocken dazwischen zu verstehen, dass ich hier warten sollte.

Ich wartete und wartete und war fast schon überzeugt davon, dass sie mich vergessen oder es sich anders überlegt hatte, als eine Einheit chinesischer Soldaten die Straße entlangkam. Ich drehte ihnen den Rücken zu und hoffte, dass sie mich nicht bemerkten, aber als sie auf gleicher Höhe mit mir waren, befahl der Offizier ihnen, stehen zu bleiben. Ich hörte, wie seine Schritte auf mich zukamen. Er nahm mich bei der Schulter und sagte etwas auf Chinesisch. Ich blickte nach rechts und links, ob es vielleicht eine Möglichkeit gab zu entkommen, aber ich sah nur Uniformen in beiden Richtungen. Dann, als schon alles verloren schien, öffnete sich quietschend das Tor in der Mauer, und Namu stand lächelnd da.

Sie verbeugte sich und sagte: »Neil«, und winkte mir, dass ich hereinkommen sollte.

Ich drehte mich um und sah den Offizier an. Zu meiner Überraschung verbeugte er sich vor Namu und ging zurück zu seinen Soldaten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als sie wegmarschierten.

Das Wrack der »Dumfries«

Namu führte mich durch einen Garten zu einer kleinen Bambushütte, die früher als Stall genutzt worden war. Sie bedeutete mir, mich hinzusetzen, und gestikulierte dann, begleitet von einem Schwall chinesischen Singsangs, dass sie ins Haus gehen und mir etwas zu essen holen wollte.

Als sie zurückkam, schlang ich den Reis, den Fisch und das Gemüse, das sie mir gebracht hatte, herunter. Dankbar begann ich sofort mit dem Englischunterricht. Natürlich war es für mich gleichzeitig ein Unterricht in Chinesisch.

»Reis«, sagte ich und zeigte auf den letzten Bissen in dem hölzernen Schüsselchen.

»Ra-is«, erwiderte sie und nickte mit dem Kopf. Aber einen Augenblick später, als ich die Schüssel vollständig geleert hatte, merkte ich, dass sie es falsch verstanden hatte, denn sie deutete auf die leere Schüssel und sagte wieder: »Ra-is.«

Solche Verwechslungen passierten an diesem ersten Nachmittag recht häufig, aber bald gelang es uns, uns besser zu verständigen. Ich fand heraus, dass Namus Nachname Yang war, die Chinesen setzen jedoch im Gegensatz zu den Europäern den Nachnamen vor den Vornamen, sodass ihr vollständiger Name also Yang Namu lautete. Sie war ein wirklich nettes Mädchen.

Ich war ihr sehr dankbar, als sie mich in dieser Nacht in der Bambushütte schlafen ließ und mir zeigte, wie ich die Tür in der Mauer öffnen konnte.

Am nächsten Morgen rannte ich hinunter zum Hafen. Die *Dumfries* lag noch im Morgennebel still im Wasser, und ich konnte Arbeiter erkennen, die Ballen von einem Kahn, der seitlich an dem Schoner vertäut war, an Deck brachten. Enttäuscht dachte ich, dass ich im europäischen Sektor noch immer nicht sicher war.

Ich ging zurück zu der Bambushütte in Namus Garten und war überrascht, als ich sie weinend vorfand. Aber sie wurde sofort wieder fröhlich, als sie mich sah. Sie hatte wohl geglaubt, dass ich verschwunden war. Den ganzen Tag lang arbeiteten wir, bis mir so langweilig war, dass ich mich selbst daran erinnern musste, dass ich für mein Essen arbeitete. Als ich daran dachte, fand ich, es sei keine allzu schwere Aufgabe.

Am nächsten Morgen war die *Dumfries* verschwunden, und ich rannte so schnell ich konnte zum britischen Konsulat. Ich hielt mich dicht am Ufer, um keinem chinesischen Soldaten zu begegnen. Ich beschloss, zuerst zu sagen, dass man mich gewaltsam angeheuert hatte. Vielleicht würden sie mich dann als Passagier zurückfahren lassen und die Kosten Aiken & Company auferlegen, weil sie dafür verantwortlich waren.

Wie schmutzig und übel riechend ich war, wurde mir bewusst, als ein Mann, der mich in das wunderschöne Regierungsbüro führte, die Nase rümpfte.

Wenige Minuten später erklärte ich einem Beamten mit einer weißen Perücke mein Anliegen. Er saß hinter einem hohen Pult, über Akten gebeugt.

»Wir kümmern uns nicht um Beschwerden, die mit Schiffsmannschaften zu tun haben«, sagte er, ohne von seinen Akten aufzusehen.



»Aber man hat mich gewaltsam mitgenommen!«, protestierte ich.

»Geht mich nichts an.«

»Aber wie soll ich nach Hause kommen?«

»Keine Ahnung.« Endlich sah er mich an, seine Augenbrauen formten einen hohen Bogen um seine Augen, deren Lider fast geschlossen waren, sodass er einen sehr gelangweilten Eindruck machte. »Es sieht so aus, als hättest du ein Problem«, sagte er durch seine dünne Nase, »aber das ist nicht mein Problem, also geh jetzt und hör auf, diesen Geruch hier zu verbreiten.«

Ich versuchte es anders. »Kann ich vielleicht auf einem Schiff anheuern, das nach England zurückfährt?«

»Wer weiß?«, sagte er und beugte sich wieder über seine Papiere.

Ich fragte ihn, wo ich mich erkundigen könne, aber er lehnte es ab, weiter mit mir zu sprechen, daher ging ich. Auf dem Weg nach draußen fragte ich den Angestellten, wo ich bei einer Schiffsmannschaft anheuern konnte. Er meinte, ich könne es bei den Schiffsagenturen versuchen oder einfach Offiziere einer Mannschaft fragen, wenn sie auf Landgang waren.

Der Gedanke, direkt mit Schiffsoffizieren zu sprechen, war mir nicht geheuer. *Und wenn sie mich wieder entführten und nicht nach England zurückführen?* Dann fiel mir ein, dass ja auch die Agenturen mich austricksen und mich auf ein falsches Schiff schicken konnten, wenn es ihnen an Leuten fehlte. Daher beschloss ich, egal mit wem ich sprechen sollte, dass meine erste Frage lauten würde: »Haben Sie ein Schiff, das in den nächsten Tagen direkt nach England fährt?« Wenn die Antwort »Nein« war, würde ich niemandem erzählen, dass ich als Mannschaftsmitglied anheuern wollte.

In der Nähe des Hafens fand ich eine Reihe von Schifffahrtsbüros. Dort waren Fleming & Company aus London, Turnbull aus Glasgow, Clyde & Australian Shipping Company, Brocklebank aus Liverpool und viele andere. Ich sprach bei allen vor, jedoch ohne Erfolg. Dann kam ich zu Aiken & Company aus Liverpool – dem Eigner der *Dumfries*.

»Tja«, sagte der Beamte und kratzte sich das bärtige Kinn, als er auf seinem Plan nachsah. »Das nächste läuft wahrscheinlich in fünf Wochen aus, aber du hättest dich gestern melden sollen. Die *Dumfries* ist gerade heute Morgen ausgelaufen.«

»Die *Dumfries*?«, schluckte ich. »Aber ich denke, sie

sollte mit einer Ladung Seide nach San Francisco fahren.«

»Wo hast du das gehört?« Der Beamte beugte sich vor und beäugte mich kritisch. Dann entspannte er sich und fuhr in normalem Ton fort: »Du meine Güte, wie Nachrichten umgehen. Leider sind die Gerüchte nicht immer auf dem neuesten Stand.«

»Was meinen Sie damit?«

Der Beamte erhob sich aus seinem Stuhl und ging zum Fenster. »Es stimmt; wir haben Probleme damit, Tee zu einem vernünftigen Preis zu bekommen, deswegen wollten wir sie mit Seide nach Amerika schicken. Aber in der letzten Minute konnten wir mit einigen Teeplantzern verhandeln, die irgendwie an den Roten Turbanen vorbeigekommen waren. Deshalb ist sie also heute Morgen nach Liverpool zurückgesegelt.«

»W-was?«, stammelte ich. Ich konnte es nicht glauben. Die *Dumfries* war auf dem Weg nach England – und ich saß hier fest.

»Ich sagte: Sie ist heute Morgen nach Liverpool zurückgesegelt.« Dann wirbelte er herum, als wollte er auf mich losspringen. »Woher weißt du von dieser Seidenladung?«, fragte er. »Solche Geschäftsdetails sollen eigentlich geheim bleiben.«

Ohne nachzudenken, sagte ich: »Jeffries hat es mir gesagt.«

»Jeffries, ist das der schwarze Steward? He ... ich weiß, wer du bist«, rief er. »Du bist der Kabinenjunge von der *Dumfries*, der vom Schiff abgehauen ist, stimmt's?«

Ich nickte sprachlos.

»So, dass du eines weißt, junger Mann.« Inzwischen brüllte der Beamte regelrecht. »Niemand haut von einem Schiff der Aiken ab. Ich werde dich so anschwärzen, dass du nie wieder auf einem Schiff in Shanghai anheuern kannst. Jetzt raus hier.«

Außerhalb des Büros sank ich auf die Pflastersteine, am Boden zerstört. Was hatte ich getan? Ich war von dem Schiff abgehauen, das mich nach England hätte zurückbringen können. Es war dumm von mir, es so eilig gehabt zu haben. Aber woher hätte ich es wissen sollen? Ich hatte doch nur geglaubt, was man mir gesagt hatte. Jetzt saß ich schon wieder in der Patsche.

Ja, eigentlich war nichts richtig gelaufen, seit ich meine Großeltern in Liverpool besucht hatte.

Ich wusste nicht, wo ich hingehen sollte, deswegen trottete ich am Nachmittag wieder zu der kleinen Bambushütte im chinesischen Teil der Stadt zurück. Namu war nicht da, und darüber war ich ganz froh, denn ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Ich glaube, jeder hätte geweint, wenn er ganz allein am anderen Ende der Welt festgesessen hätte.

Wie sie es mir versprochen hatte, brachte Namu mir jeden Tag zu essen, und ich brachte ihr Englisch bei. Und jeden Tag in den kommenden Wochen ging ich hinunter zum Hafen und machte meine Runde bei den Schifffahrtsagenturen. Aber das Teeproblem war sehr ernst. Der chinesische Bürgerkrieg hatte die Preise nach oben getrieben, und für eine Weile lag der gesamte Teehandel brach. Die *Dumfries* war der

letzte Schoner gewesen, der mit einer gewinnbringenden Ladung losgesegelt war.

Die anderen Schiffe lagen im Hafen vor Anker und warteten, oder sie wurden mit anderen Waren nach Australien, Amerika oder sogar nach Japan geschickt in der Hoffnung, Ladungen zu finden, die den Eigentümern mehr Geld einbrachten.

»Wenn wir eine Zeit lang keinen Tee nach England liefern«, sagte einer der Beamten, »wird der Tee vielleicht so rar, dass die Preise erhöht werden, bis unsere Kosten gedeckt werden können, und dann können wir wieder welchen laden lassen. Aber wer weiß, wann das sein wird.«

Dann sagte eines Tages der Mann von Clyde and Australian Shipping Company: »Nun, die *Geelong* muss jeden Tag hier eintreffen, und ich schätze, dass sie am neunten Mai nach London zurückfahren wird.«

»Meinen Sie, sie brauchen noch Leute? Gibt es eine Möglichkeit, dort anzuheuern?«

»Nur Kapitän Bowers kann dir darauf eine Antwort geben, aber du siehst sehr jung aus. Hast du überhaupt Erfahrung?«

»Natürlich, ich war Kabinenjunge auf der *Dumfries*, aber ich habe auch andere Dinge gelernt, während wir auf See waren.«

»Auf der *Dumfries*?« Der Mann schüttelte den Kopf. »Bist du etwa der Junge, der vom Schiff abgehauen ist? Vergiss es. Solche Leute können wir nicht gebrauchen.«

So erfuhr ich, was es heißt, überall angeschwärzt zu werden. Der Mann von Aiken war zu allen anderen

gegangen und hatte ihnen von mir erzählt, damit ich keine Arbeit fand.

Ich war verzweifelt. Musste ich etwa für immer in China bleiben?



Als ich niedergeschlagen in den chinesischen Teil Shanghais zurückmarschierte, fiel mir plötzlich ein Mann auf. Ich glaubte, an ihm etwas Bekanntes zu erkennen. Er trug die normale chinesische Kleidung und hatte einen langen schwarzen geflochtenen Zopf über den Rücken hängen, aber sein Gang erinnerte mich an jemanden, den ich kannte. Aber an wen bloß?

Ich lief schneller, um ihn einzuholen. Als ich näher kam, drehte sich der Mann um, um jemanden zu grüßen, und ich sah, dass er eine hellere Haut hatte als die meisten Chinesen. Und dann sah ich seine Augen. Sie waren graublau und schienen zu lachen.

Ich kannte diesen Mann! Es war Hudson Taylor, der junge Missionar, der auf der *Dumfries* von England hierhergesegelt war und sich jetzt wie ein Chinese kleidete.

»Mr. Taylor, warum sind Sie so angezogen?«, stieß ich hervor.

Hudson Taylor wandte sich mir überrascht zu. »Wenn das nicht Neil Thompson ist«, sagte er mit einem breiten Lächeln. »Gefällt es dir?«, fragte er und verbeugte sich wie ein Chinese, der jemanden begrüßt.

»Aber, wie kommt es, dass Sie einen langen schwarzen Zopf haben?«

Taylor legte die Finger an die Lippen und grinste. »Pst. Das war nicht schwer. Ich habe meine Haare gefärbt und will sie wachsen lassen. In der Zwischenzeit benutze ich diesen falschen Zopf.« Und er beugte sich nach vorn, um mir zu zeigen, wie der falsche Zopf an seinem eigenen Haar befestigt war.

»Aber warum?«

Der junge Mann forderte mich auf, mit ihm zu gehen. »Ich bin hierhergekommen, um den Chinesen von Jesus zu erzählen – nicht von englischen Kleidern und Gebräuchen. Ich will nicht, dass die Chinesen das Evangelium ablehnen, weil sie das Christentum mit der Art der Weißen verbinden.«

»Aber Sie können den Chinesen doch nichts vormachen, wenn sie Sie erst einmal genau angesehen haben«, warf ich ein.

»Ich versuche nicht, irgendjemanden glauben zu machen, ich wäre ein Chinese, aber Fremde werden in

China gehasst in diesen Tagen. Warum also sollte ich mich weigern, die chinesische Lebensweise anzunehmen, auch wenn mein früheres Leben angenehmer war? Solange jemand sich unauffällig kleidet, ist die Kleiderfrage kein moralisches Thema.«

»Aber ich habe einige andere Missionare gesehen, und sie tragen immer noch europäische Kleidung.«

»Das stimmt. Und weißt du, wo sie leben?«, fragte er mich. Ohne mir Zeit für eine Antwort zu lassen, fuhr er fort: »Sie leben im europäischen Sektor und haben kaum Kontakt mit den Chinesen.«

»Und wo leben Sie?«

»Dort hinten, die Straße hinunter, nicht weit von der nächsten Brücke über den Kanal.« Plötzlich hielt Taylor inne und sah mich neugierig an. »Aber jetzt haben wir genug von mir gesprochen. Sag mir, wie du hierherkommst, Neil. Ich fürchtete schon, du wärst ertrunken.«

»Ich bin nicht ertrunken. Ich bin nur abgehauen ... und habe so mein Leben ruiniert«, sagte ich und blickte zu Boden.

»Was willst du damit sagen?«

Hudson Taylor hatte mich meine Probleme fast vergessen lassen, aber jetzt kamen sie mit aller Macht zurück in mein Bewusstsein. »Ich dachte, die *Dumfries* würde nach San Francisco segeln, und da wollte ich nicht hin, denn das hätte eineinhalb Jahre gedauert, bis ich wieder in England gewesen wäre. Ich will bald nach Hause. Aber dann ist die *Dumfries* doch nach England zurückgefahren ... und jetzt will mich niemand mehr anheuern, weil ich abgehauen bin ...

und ich habe nicht genug Geld für eine Überfahrt.«
Ich seufzte. »Es war ein Fehler!«

»Aber du lebst!«, rief Taylor. »Und Gott kann selbst unsere schlimmsten Fehler wiedergutmachen.«

»Natürlich lebe ich. Warum denn nicht?«, fragte ich düster.

»Ich meine, du bist nicht mit dem Schiff untergegangen.«

»Mit dem Schiff untergegangen? Was soll das heißen?«

»Hast du das nicht gehört?«, fragte er. »Die *Dumfries* ist gesunken!«

»Gesunken?« In meinem Kopf drehte sich alles.

»Ja, sie sank in der Nähe der Pescadoresinseln im Chinesischen Meer.«

»Gesunken ... und die Mannschaft?«

Taylor schüttelte den Kopf. »Man weiß noch nichts. Die Nachricht kam von einem anderen Schiff, das das Wrack gesehen hat, und es gab kein Lebenszeichen. Das genau ist der Grund, warum ich so überrascht war, dich hier zu sehen ... Du lebst! Du glaubst vielleicht, dass du einen großen Fehler gemacht hast, aber ich glaube, Neil Thompson, dass Gott die ganze Zeit auf dich aufgepasst hat.«

Ich war sprachlos. Die *Dumfries* war gesunken, und mich hätte es um ein Haar auch erwischt, wenn ich nicht diesen »Fehler« gemacht hätte und abgehauen wäre ...

Eingebundene Füße und Kanonen

Hudson Taylor lud mich ein, zu ihm nach Hause zu kommen, und ich folgte ihm dankbar. Selbst in seinen chinesischen Kleidern erinnerte er mich an zu Hause, deshalb wollte ich gerne bei ihm bleiben. Er wohnte nicht weit von dem Nordtor der Altstadt, und als die Sonne unterging, konnte ich die Kanonen und die Gewehrfeuer hören, da der Kampf zwischen den Rebellen und der kaiserlichen Armee wieder begann.

Taylor's »Zuhause« bestand aus zwei gemieteten Zimmern im zweiten Stock eines gemauerten Hauses mit einer Treppe an der Außenseite und einem flachen Dach. »Deine Kleider sehen reichlich mitgenommen aus«, bemerkte Taylor, als er die Lampe anzündete. »Was hältst du davon, wenn ich dir etwas anderes gebe? Es macht dir doch nichts aus, chinesische Kleider zu tragen?«

Natürlich nicht, und es verhinderte vielleicht sogar, dass die kaiserlichen Truppen mich auf der Straße anhielten. Taylor erzählte mir, dass einige Europäer die Rebellen, die Roten Turbane, unterstützten – wenn man also in europäischer Kleidung im chinesischen Sektor herumlief, machte man sich verdächtig. Aber als ich Taylor's chinesische Sachen anprobierte, kam ich mir in den Flatterhosen und den Riemensandalen doch recht komisch vor.

»Du kannst bei mir bleiben, während wir versuchen, einen Weg zu finden, um dich nach Hause zurückzubringen«, bot Taylor mir an.

Wieder nahm ich gerne an. Ich war Namu natürlich dankbar, dass sie mich aufgenommen hatte, und wir waren langsam auch fähig, uns zu verständigen – ein bisschen Englisch, ein bisschen Chinesisch – aber ich entdeckte, wie sehr mir der tägliche Kontakt mit einem englisch sprechenden Menschen fehlte.

In dieser Nacht war der Kampf näher als je zuvor, und ich konnte kaum schlafen. Die Menschen schrien und riefen, Gongs wurden geschlagen und Hörner geblasen, Gewehrfeuer und Kanonen waren die ganze Nacht lang zu hören.

Am nächsten Morgen, nachdem wir eine Schüssel mit kaltem Reis gegessen hatten, sagte Hudson Taylor: »Komm mit. Nach dem Kampf gestern denke ich, dass es heute für mich viel zu tun gibt.« Dann nahm er eine schwarze Tasche und ging in Richtung Tür.

»Haben Sie auch beschlossen, wie die Chinesen zu essen?«, fragte ich, als wir aus dem Haus gingen.

»Warum nicht?«

»Weil ich die englische Küche vermisse«, sagte ich.

»Nachdem ich fünf Monate auf dem Schiff gewesen bin und dann wochenlang auf der Straße gelebt habe, hoffte ich, etwas Normales zu essen zu finden.«

»Hm. Mal sehen, was sich tun lässt.«

Selbst in seinem Alter – ich erfuhr schließlich, dass er zweiundzwanzig war – war Hudson Taylor schon medizinisch ausgebildet (auch wenn er nicht den Doktorgrad erreicht hatte), und seine Arbeit an diesem Morgen bestand darin, verwundeten Menschen zu helfen. Wir brauchten nicht weit zu gehen. Ich wollte meinen Augen angesichts all dieser Zer-

störung nicht trauen. Trümmer und zerbrochene Schilder mit bunten chinesischen Schriftzeichen lagen auf den Straßen. Weinende Kinder liefen in den rauchenden Ruinen umher.

Taylor behandelte eine Frau, die ernsthafte Verbrennungen am Kopf hatte, dann einen Mann, der einen Schuss durch die Schulter erlitten hatte. Schließlich fand er ein kleines Mädchen, deren Füße schlimm verletzt waren. »Wahrscheinlich die Explosion einer Rakete«, murmelte er. »Könntest du mir einige saubere Binden aus der Tasche geben, Neil?«

Nachdem er eine Weile schweigend versucht hatte, die kleinen, blutigen Füße zu säubern, schüttelte er den Kopf. »Von ihren Füßen ist wirklich sehr wenig übrig geblieben. Der einzige Trost ist, dass sie wahrscheinlich nicht das Elend ertragen muss, dass ihre Füße eingebunden werden.«

»Dass ihre Füße was?«, fragte ich.

»Dass ihre Füße eingebunden werden.« Das kleine Mädchen wimmerte erbärmlich, als Taylor eine Salbe auf die offenen Wunden strich und sie vorsichtig verband. »Mit diesen furchtbaren Wunden werden ihre Eltern ihr hoffentlich nicht die Füße einbinden ... wenn sie noch Eltern hat.«

»Warum sollten sie ihre Füße einbinden?«

»Das ist eine Sitte. Sie binden die Füße kleiner Mädchen so fest ein, dass sie nicht wachsen. Für ein Kind ist das sehr schmerzhaft – sie werden regelrecht verkrüppelt.«

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht. Manche sagen, die Chinesen hielten kleine Füße für schön. Manche meinen auch, dass das die Art der Chinesen ist, ihre Frauen im Haus zu halten. Du hast wahrscheinlich schon gesehen, wie die chinesischen Frauen auf winzigen Füßen umher-schlurften. Sie können nicht sehr weit und auch nicht schnell gehen, selbst wenn sie es wollten ... es ist eine schreckliche Sitte.«

»Ha«, warf ich ein. »Ich dachte, Sie gehören zu den Leuten, die die chinesischen Bräuche verteidigen.«

Hudson Taylor schloss seine schwarze Tasche und stand auf. »Nicht alle, Neil. Es gibt viele traurige und schlimme Dinge in diesem Land, die das Evangelium von Jesus Christus hoffentlich verändert. Was Essen und Kleidung anbetrifft – nun, ich meine bloß, dass es dumm ist, auf diese Sitten der Weißen zu bestehen, wenn die chinesischen demselben Zweck dienen. Aber das Evangelium richtet uns alle – ob es darum geht, die Füße kleiner Chinesenmädchen einzubinden, oder darum, dass die Weißen die schwarzen Menschen zu Sklaven gemacht haben. Glücklicherweise ist die Sklaverei in England jetzt gesetzlich verboten, aber in Amerika geht es immer noch weiter. Es ist eine große Sünde, Neil. Eine sehr große Sünde.«

In den nächsten drei Tagen begleitete ich Hudson Taylor, wenn er sich um die Verwundeten kümmerte. Dann beruhigte sich die Lage etwas, und wir konnten ausruhen. Ich besuchte Namu und erzählte ihr, dass ich jetzt bei einem Freund wohnte, aber wann immer es möglich war, zu ihr kommen wollte, um ihr Unterricht zu geben.

Als ich an diesem Abend zu Hudson Taylor kam, legte der Missionar gerade gekochte Kartoffeln, Käse und Fleisch auf meinen Teller. Ich war entzückt. »Mmm, wo haben Sie das gute Essen her?«, fragte ich und biss herzhaft in das Fleisch. Aber Taylor antwortete nicht. Er saß nur am Tisch, aß nichts und blickte nachdenklich auf seinen Teller.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Was? Oh, nichts, wirklich ...« Der junge Missionar nahm seine Gabel und stocherte in seinem Essen herum. Ich biss in den Käse und wartete. Wenn Mr. Taylor keinen Hunger hatte, würde er vielleicht mir seinen Teil überlassen.

Schließlich seufzte er. »Ich bin in den europäischen Teil gegangen, und da habe ich auch das Essen gefunden.« Er schob ein Stück Kartoffel in den Mund und kaute gedankenverloren. »Ich habe mich hier in dem chinesischen Teil niedergelassen, weil ich dort am meisten tun kann«, sagte er, als ob er sich selbst überzeugen wollte. »Aber es ist wirklich einsam hier. Im europäischen Sektor sind zumindest andere Menschen von zu Hause ... die gewohnte Sprache, eine vertraute Lebensweise.«

Ich nickte. Ich wusste, was er mit Einsamsein meinte. Ich genoss die Gesellschaft des jungen Mannes, aber ... England war so weit weg, wie eine Traumwelt, von der ich nur gelesen hatte. Mir war nicht bewusst gewesen, dass er genauso empfand. Zumindest hoffte ich, bald wieder zurückfahren zu können, aber Mr. Taylor war hierhergekommen, um zu bleiben. Vielleicht sogar für Jahre.

»Vielleicht sollten Sie heiraten«, sagte ich in dem Versuch, ihm zu helfen. »Eine Frau wäre eine gute Gesellschaft.«

Er stach seine Gabel in eine Kartoffel – dann begann er zu lachen. »Bist du mir etwa heute gefolgt, du Schlitzohr?«, fragte er lachend. Dann beugte er sich vor; seine Augen wurden heller, und er fing an, aufgeregt zu erzählen. »Im europäischen Sektor gibt es eine Mädchenschule, die von einer ältlichen Frau, einer Miss Ann Aldersey, geleitet wird. Als ich in Shanghai ankam, bin ich zuerst zu allen anderen Missionaren hier gegangen, um mich vorzustellen, und ich lernte eine junge Lehrerin kennen – sie heißt Maria, Miss Maria Dyer.« Er hielt inne und blickte gedankenverloren in den Raum, als ob er vergessen hatte, dass ich auch noch dasaß.

»Und Sie mögen sie?«, fragte ich.

»Nun ...« Hudson Taylor sah mich verlegen an. »Ich kenne sie kaum, aber sie schien mich nicht abzulehnen mit meiner chinesischen Kleidung. Sie ist erst neunzehn, aber sie spricht ausgezeichnet Chinesisch.«

»Wie hat sie das gelernt?«

»Ihre Eltern waren hier Missionare, sie ist also in China aufgewachsen. Als sie gestorben waren, ging sie als Lehrerin zu Miss Alderseys Mädchenschule. Miss Aldersey kann mich jedoch nicht leiden. Ich habe immer wieder versucht, Maria zu besuchen – auch heute habe ich es wieder versucht, aber Miss Aldersey führt ihre Schule mit eiserner Hand. ›Ich will nicht, dass sich eine meiner respektablen Lehre-

rinnen mit jemandem wie Sie trifft«, verkündete sie mir heute. »Es wäre der Skandal!«

Ich lachte, als er diese ältliche Dame nachmachte. »Aber trotzdem geben Sie nicht auf, nicht wahr?«

Er grinste. »Wahrscheinlich nicht. Marias gesetzlicher Vormund ist ihr Onkel in England. Aber Miss Aldersey regelt alles, soweit es Maria hier in China betrifft.«

Ich sah auf Taylors Teller. Irgendwie hatte er es während seiner Ausführungen geschafft, den Teller leer zu essen. Ich musste die Hoffnung wohl aufgeben, noch etwas abzubekommen.

Hudson Taylor stand abrupt auf und nahm die schmutzigen Teller, als ob er den schönen Traum von Maria verscheuchen wollte. »Aber der Hauptgrund, warum ich in China bin, ist, den Chinesen das Evangelium zu bringen, nicht mir eine Frau zu suchen. Morgen gehe ich mit einem der anderen Missionare, der besser Chinesisch spricht als ich, und wir werden den Schiffen auf dem Fluss von Jesus erzählen. Willst du mitkommen?«

»Klar!«, sagte ich.

Am nächsten Morgen mieteten wir eine kleine Dschunke mit einem Seemann und fuhren hinaus auf den Fluss. Als ich die Schiffe im Hafen sah, bekam ich wieder Heimweh. Wie sollte ich nur nach Hause kommen?

Wir verbrachten den ganzen Tag damit, durch den Hafen und ein Stück flussaufwärts zu segeln. Wir hielten an, wo immer sich zwei oder drei Dschun-

ken befanden, und Hudson Taylor und der andere Missionar versuchten zu predigen. Die meisten standen an Deck ihrer Schiffe und hörten höflich zu, aber ich weiß nicht, ob sie sich wirklich dafür interessierten.

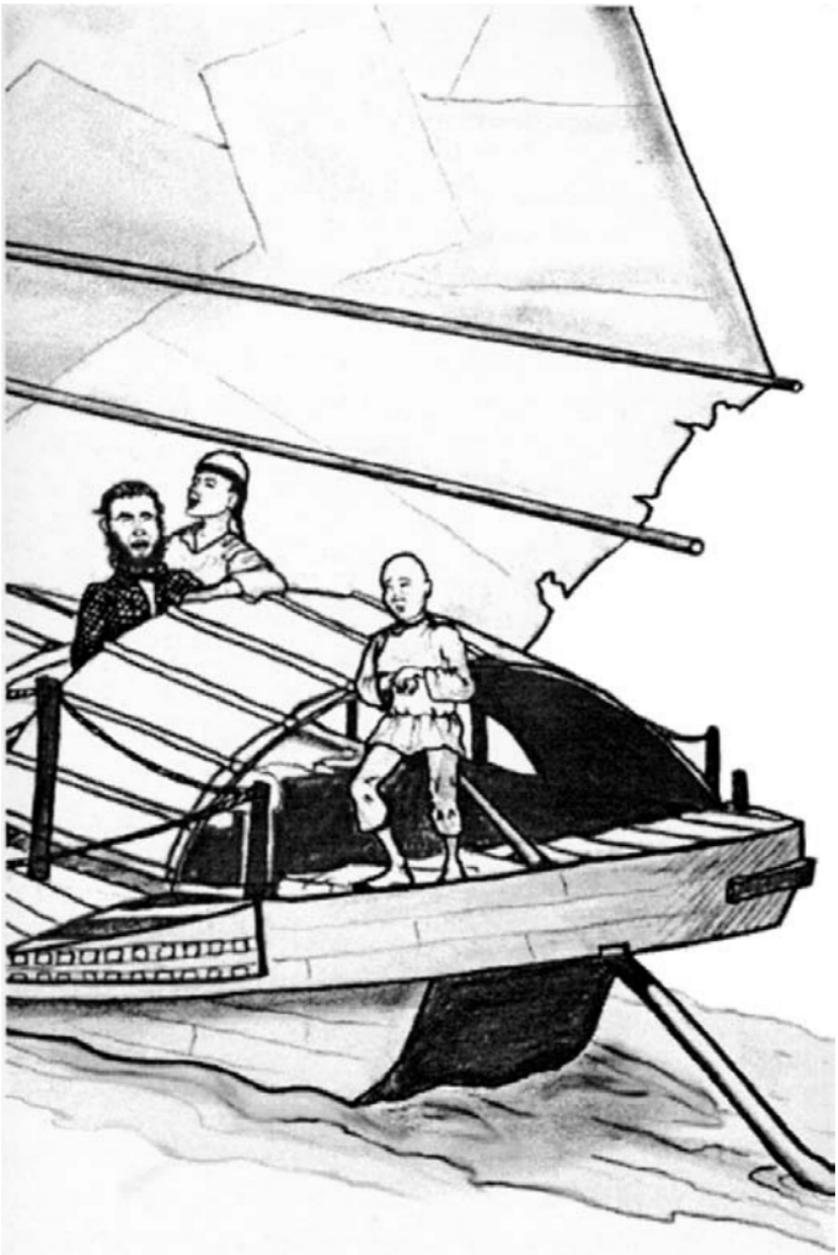
Da wir einige Monate auf See gewesen waren, waren Hudson Taylor und ich von der Sonne gebräunt, aber der andere Missionar war feuerrot, als wir am Ende des Tages zurückfuhren. Es war fast dunkel, und wir fuhren an großen Dschunken der kaiserlichen Armee vorbei. Plötzlich ertönten laute Gongschläge, und die Männer auf den Schiffen schrien uns etwas zu.

Unser Seemann war erschreckt und rief etwas auf Chinesisch zurück. »Sie glauben, wir sind Freunde der Rebellen, und drohen, unser Schiff zu versenken«, übersetzte der andere Missionar.

»Sagen Sie ihnen, dass das nicht stimmt«, befahl Taylor dem Schiffer.

»Das hat er versucht«, sagte der Missionar, »aber sie glauben ihm nicht.«

Plötzlich begann Hudson Taylor, aus voller Kehle ein Lied anzustimmen. Im Dämmerlicht konnte ich sehen, dass der andere Missionar Taylor ein Zeichen gab, dass er aufhören sollte. Als es nichts brachte, überlegte er es sich wohl anders und stimmte in das Lied mit ein. Ich merkte, dass sie versuchten zu zeigen, dass sie wirklich Fremde und keine Rebellen waren. Es war das erste Mal, dass ich sah, dass Hudson Taylor froh war, sagen zu können, dass er Europäer und kein Chinese war. Sobald ich verstanden hatte, worum es ging, versuchte auch ich mitzusingen.



Wir haben uns sicher eher wie eine Herde Kühe angehört, die verzweifelt muhten, weil sie gemolken

werden müssen, als wie ein Kirchenchor, aber sie schossen nicht, und so fuhren wir langsam an ihnen vorbei. Als klar war, dass die kaiserlichen Truppen uns nicht versenken würden, waren wir überglücklich.

Doch an diesem Abend begannen die Straßenkämpfe wieder. Diesmal war es sehr nah. »Hier«, sagte Taylor, als eine Rakete über unsere Köpfe hinwegflog. »Blas das am besten auf und behalte es direkt neben dir. Wir werden es vielleicht brauchen.«

Es war ein Schwimmgürtel, ein fester Ballon in einer Leintasche, die an einem Gürtel befestigt war. »Wenn sie die Brücke zumachen oder sogar in die Luft sprengen, müssen wir eventuell in den europäischen Sektor durch den Kanal schwimmen«, erklärte Taylor.

Als die Kämpfe näher kamen, stellten die Rebellen eine Kanone am Ende unserer Straße auf. An diesem Abend war der Krach furchtbar; wir wachten einmal auf und sahen einen hellen Schein durch unser Fenster. Feuer breitete sich unter den Holzhäusern aus, es war nur noch wenige Häuser entfernt. Durch den scharfen Wind ging es noch schneller. Wir kletterten auf das Flachdach unseres Hauses, um besser zu sehen. »Wir dürfen von diesem Feuer nicht erfasst werden«, sagte Taylor besorgt.

Er zog mich hinunter, sodass wir auf dem Dach lagen, denn es flogen immer wieder Trümmer umher. Dann hörte ich mitten in all dem Lärm, wie Hudson Taylor mit lauter Stimme zu beten begann. Als er betete, wurde der Wind schwächer und hörte schließlich ganz auf, und ein sanfter Regen begann zu fallen.

In diesem Augenblick traf eine Kanonenkugel das Dach des Hauses gegenüber von uns. »Lass uns wieder hineingehen«, sagte er, »versuchen wir, ein bisschen zu schlafen.«

»Schlafen?«, fragte ich fassungslos.

»Gott hat unser Gebet wegen des Feuers erhört, deswegen denke ich, wir können ihm vertrauen, dass er uns auch für den Rest der Nacht beschützen wird.«

Irgendwie stand das Haus am nächsten Morgen immer noch. Als die Sonne aufging, beruhigten sich die Straßenkämpfe, und wir wagten einen Gang durch die Nachbarschaft. Die Straßen lagen in Trümmern. Manche Häuser waren nur noch Ruinen. Aber die große Neuigkeit war, dass die Rebellen unseren Stadtteil eingenommen und die kaiserlichen Truppen zurückgedrängt hatten. Wir befanden uns jetzt in einem von Rebellen kontrollierten Gebiet.

Plötzlich wurde mir klar, was diese Situation für mich bedeutete. Ich konnte nicht länger frei in den europäischen Teil oder an den Hafen gelangen, wo ich mich nach Schiffen, die nach England fuhren, umsehen konnte. Es gab ein weiteres Hindernis für mich, nach Hause zu kommen.

Das Grab des lebendigen Toten

Als Hudson Taylor die Zerstörung um uns herum sah, murmelte er: »Das ist schrecklich, wirklich schrecklich. Menschen glauben immer, dass sie gute Gründe haben, einen Krieg anzufangen, aber sie denken nur selten an das furchtbare Leid der einfachen Leute. So wie bei diesen armen Leuten hier auf den Straßen.«

Wir halfen einem Mann, ein Feuer zu löschen, das den letzten Rest seines Hauses zerstörte. Ich weiß nicht, wozu es gut sein sollte; für diesen Mann gab es nichts mehr, wo er hätte leben können, aber vielleicht konnte er einige Dinge aus den Trümmern retten.

Als wir zu unserer Wohnung zurückgingen, sagte Hudson Taylor: »Du weißt, Neil: Gott hat immer alles unter Kontrolle, und er kann selbst etwas Schlimmes wie dies hier nutzen, um daraus etwas Gutes zu machen.«

»Ich kann daran nichts Gutes erkennen«, sagte ich und schoss mit dem Fuß einige Steine aus dem Weg. »Es macht das Problem nur noch größer: Ich kann nicht ans Wasser hinunter, um nach einem Schiff nach England zu suchen.«

»So solltest du nicht darüber denken, Neil. Gott wird dir helfen, nach Hause zurückzukehren, wenn die Zeit gekommen ist. Jetzt denke an eine andere Sache: Die Menschen im Innern Chinas sind bereit, das Evangelium zu hören.«

Wir stiegen die Stufen zur Wohnung hinauf und stießen die Tür auf. »Was meinen Sie damit?«, fragte ich schließlich, als Taylor eine Schüssel mit unserem Frühstück auf den Tisch stellte. Ich zog eine Grimasse – kalter Reis.

»Der britische Vertrag mit der kaiserlichen chinesischen Regierung besagt, dass Fremde nicht in das Landesinnere Chinas gehen dürfen«, erklärte er und löffelte voller Vorfreude seinen Reis. »Und obwohl viele Händler es sowieso tun, sollen wir in den Küstenstädten bleiben. Aber jetzt beherrschen die Rebellen das Land, und die kaiserliche Regierung hat nichts mehr zu sagen, also können wir gehen, wohin wir wollen.« Er grinste. »Ich denke, ich werde morgen abreisen. Willst du mitkommen? Ich werde jemanden brauchen, der mir mit meinem Gepäck und den medizinischen Dingen hilft.«

Ich kaute langsam den kalten Reis. Es gab keinen Grund, weiter in Shanghai zu bleiben. Kein Schiff würde mich an Bord nehmen, ich konnte noch nicht einmal zum Hafen gehen. Aber der Gedanke, weiter von der Hafenstadt wegzugehen, beunruhigte mich ein wenig. Wenn nun etwas passierte? Wenn ich krank wurde? Wenn sich die Kämpfe plötzlich wandelten und wir dann in kaiserlichem Gebiet waren, gefangen und ins Gefängnis geworfen wurden?

Als ich Taylor nach diesen Dingen fragte, winkte er nur ab. »Einer der Punkte in dem Vertrag zwischen der chinesischen und der britischen Regierung ist: Wenn britische Bürger angeklagt werden, haben sie das Recht, vor ein britisches Gericht gestellt zu werden. Wenn wir also hinter ihren Linien gefangen

werden, müssen sie uns nach Shanghai zurückbringen. Außerdem werden wir in ein oder zwei Wochen zurück sein.«

Diese Reise schien mir trotzdem nicht sicher, aber am nächsten Morgen trottete ich hinter Hudson Taylor die Straße entlang, mit einem großen Packen Vorräten auf dem Rücken. Auch er trug ein großes Paket. Doch als die Sommersonne gegen Mittag hoch am Himmel stand, fragte ich mich, warum ich dieser Wanderung jemals zugestimmt hatte. Die Hitze war schier unerträglich.

Am Nachmittag kamen wir an einen Kanal und bezahlten eine Überfahrt in einer Dschunke. Zwei Tage lang segelten wir auf dem Kanal, der zwischen schachbrettartig angelegten Reisfeldern verlief. Ab und zu hielten wir bei kleinen Dörfern an, wo Hudson Taylor den Bauern und Fischern in seinem gebrochenen Chinesisch predigte. Diesmal hatten wir keinen Dolmetscher.

Am Ende des zweiten Tages verließen wir den Kanal und nahmen den Weg zu einem nahe gelegenen Hügel. Auf der Kuppe stand eine Pagode, in die wir hineingingen. »Diese Tempel sind ursprünglich als Wachtürme gebaut worden«, erklärte er mir, »aber heutzutage



glauben die Chinesen, dass sie vor bösen Geistern schützen.«

Von der Padoge aus hatten wir einen wunderschönen Blick auf die Landschaft, die sich vor uns erstreckte. Da waren Felder mit Weizen, Gerste, Erbsen und Bohnen, alles war angelegt wie Gärten. Flüsse schlängelten sich zwischen den Feldern dahin, gesäumt von Weidenbäumen. Um die verschiedenen Bauernhäuser herum standen jede Menge Bäume. Weit entfernt im Dunst sah man eine große, von einer Mauer umgebene Stadt. Die goldenen Dächer ihrer Tempel leuchteten.

»Das Landesinnere von China«, murmelte Hudson Taylor. »Dorthin hat mich Gott berufen. Schau dir das alles an, Neil. China erstreckt sich noch über zweitausend Meilen weit nach Westen, und es gibt niemanden, der diesen Millionen von Menschen etwas von Jesus erzählt.«

Ich dachte schon beunruhigt, dass er diese zweitausend Meilen jetzt direkt angehen wollte, aber ich erinnerte mich an sein Versprechen, dass wir innerhalb von zwei Wochen wieder zurück in Shanghai wären.

In dieser Nacht blieben wir in einem Gasthaus am Rande der Straße auf halbem Weg in die Berge und liefen am nächsten Tag zu der ummauerten Stadt, wo Mr. Taylor predigen wollte. Doch mit jedem Schritt wurde es mir unangenehmer, dass wir uns immer weiter von Shanghai entfernten. *Und wenn es ein Schiff gibt, das mich nach England mitnehmen würde, während ich weg bin?*, dachte ich ängstlich. Die Heimfahrt zu verpassen, war alles, woran ich denken

konnte. Ich musste einfach einen Weg finden, wie ich auf eines dieser Schiffe gelangen konnte.

Die gewundenen Straßen der Stadt waren eng und voller Menschen, die unter den überhängenden Balkons entlangeilten. Fahnen hingen über die Straßen, und bunte Schilder zeigten, was in den Geschäften verkauft wurde. Über jeder Tür hing ein Spiegel; und es fiel uns so sehr auf, dass Mr. Taylor einen Händler fragte, warum dies so war. »Damit sollen die bösen Geister vertrieben werden; wenn sie ihr hässliches Gesicht im Spiegel sehen, fliehen sie vor Angst«, erklärte er.

Als wir an einen Tempel mit dem üblichen gebogenen Dach und den geschnitzten Drachen an jeder Ecke kamen, sagte Hudson Taylor: »Das ist ein guter Platz zum Predigen. Die Menschen kommen aus religiösen Gründen hierher, deswegen eignet sich dieser Tempel hier.«

Wir luden unsere Packen ab, und ich half ihm, einige Büchlein auf Chinesisch herauszusuchen, die wir denen geben wollten, die sich dafür interessierten. Als ich seine Sachen durchsah und die verschiedenen Bücher und Medikamente betrachtete, kam mir ein Gedanke: *Diese Medikamente sind viel Geld wert ... Geld, das ich gut gebrauchen könnte, um eine Fahrkarte für ein Schiff nach England zu kaufen.* Und dann berührten meine Finger einen kleinen Lederbeutel mit Münzen. *Es gibt hier noch mehr Schätze,* schoss es mir durch den Kopf.

Ich versuchte, diese Gedanken zu verdrängen – Hudson Taylor war schließlich mein Freund –, aber die Gedanken ließen mich nicht los. Wie sollte ich sonst nach Hause kommen? Bei allen Schiffsagenturen war

ich angeschwärzt worden, weil ich unerlaubt das Schiff verlassen hatte; niemand würde mich als Mitglied der Schiffsmannschaft anheuern. Als Passagier eine Fahrkarte zu kaufen, war der einzige Weg! Aber ich hatte kein Geld, es sei denn ...

Ich begann, Pläne zu schmieden. Zuerst musste ich einen Zeitpunkt finden, wann ich die Vorräte und das Geld nehmen konnte, ohne dass Hudson Taylor es sofort bemerkte. Dann musste ich einen Ort finden, wo ich die Medikamente verkaufen konnte. Fast alles Ausländische war den Chinesen wertvoll, aber ich musste das Bestmögliche heraus schlagen. Ich brauchte also jemanden, der den Wert der Medikamente kannte. Und schließlich brauchte ich genug Vorsprung, um nach Shanghai zu kommen, bevor Taylor Verdacht schöpfte und mich vielleicht sogar einholte.

Es war alles so unwahrscheinlich, dass ich es zuließ, davon zu träumen, mir jedes Detail auszumalen, bis es endlich gar nicht mehr so unmöglich – oder schlecht – zu sein schien.

Hudson Taylor hatte recht, als er gesagt hatte, dass er hier auf den Stufen vom Tempel die Menschen ansprechen konnte, denn sobald er anfang zu predigen, versammelte sich eine kleine Menschenmenge um ihn.

Normalerweise nahmen uns die Menschen in der Menge nicht unbedingt wahr, weil wir chinesische Kleidung trugen, aber sobald wir zu sprechen anfangen, merkten sie, dass wir Europäer waren, und hörten uns sehr genau zu.

Als Hudson Taylor fertig war, kamen vier buddhistische Mönche mit langen gelben Kleidern und rasier-

ten Köpfen aus dem Tempel und luden uns zu sich ein. »Ehrwürdiger Lehrer«, sagte einer der Mönche, »bitte kommen Sie in unseren Tempel und trinken Sie Tee mit uns.«

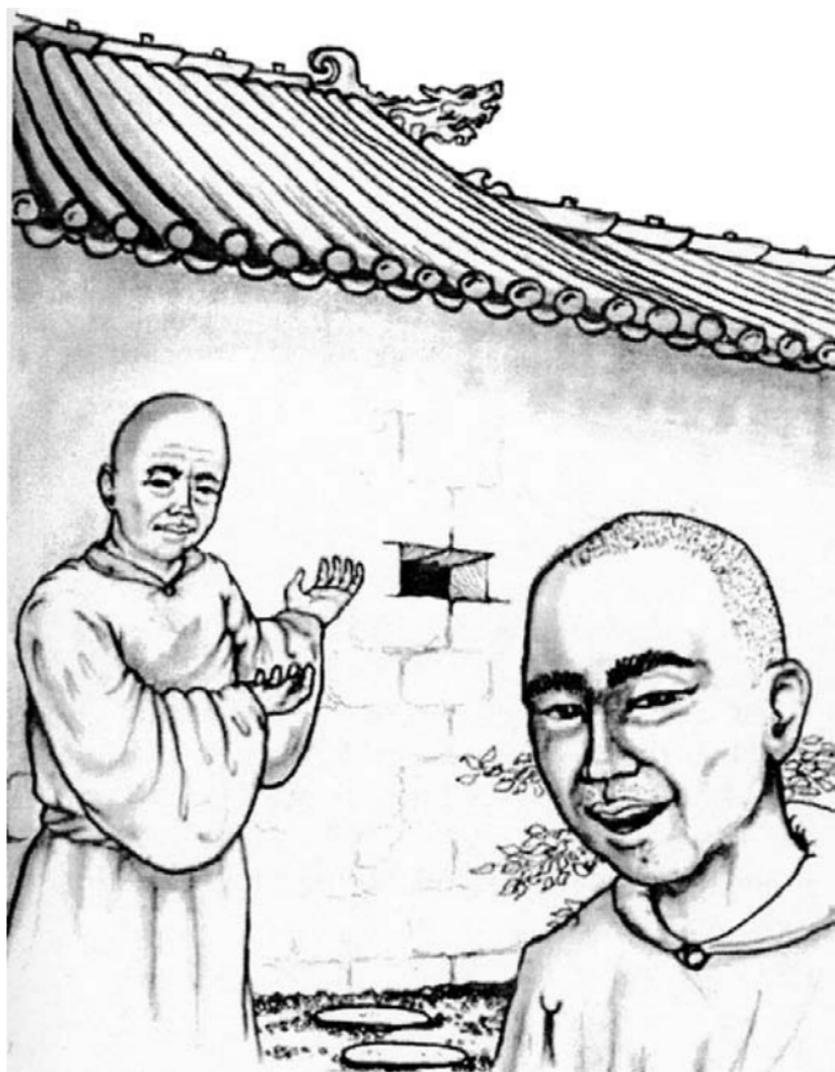
Sie nahmen uns mit in das kühle, dunkle Innere des Tempels. Dort saßen wir auf dicken Samtkissen und tranken grünen Tee. Flackernde Öllampen waren das einzige Licht, und der scharfe Geruch von Weihrauch durchzog die Luft. Mr. Taylor fragte viel über das Mönchskloster und ob sie schon von Jesus Christus gehört hätten. Dem war so; Händler hatten aus den Küstenstädten über die christliche Religion der Weißen berichtet, aber sie wussten nicht, wer Jesus Christus war.

Schließlich fragten sie: »Wollen Sie unseren Heiligen sehen? Wir sind sehr froh, dass wir ihn haben. Er zeigt uns den Weg.«

Natürlich waren wir neugierig und folgten den Mönchen, als sie uns durch den Garten zu einer Steinmauer führten. »Dort drinnen ist er«, sagte einer der Priester und zeigte auf ein kleines Loch in der Mauer, das nicht viel größer war als eine Menschenhand.

Zuerst blickten Hudson Taylor und ich durch das Loch. Was ich in dem dämmrigen Licht sah, war der Schatten eines Mannes, der in einer Ecke zusammengekauert saß. Wir erfuhren, dass in diesem Raum weder eine Tür noch Fenster waren. Der Mann war in einem Grab eingesperrt. Licht, Wasser und Essen kamen nur durch dieses winzige Loch in der Wand.

»Aber warum?«, fragte ich in meinem gebrochenen Chinesisch. »Warum sollte sich jemand freiwillig dort einsperren lassen?«



»Um frei von Sünde zu werden«, sagte der Mönch.

»Ist es ihm gelungen?«, fragte Taylor.

»Jahrelang hatte er keinen Kontakt zu anderen Menschen, er kann also nicht gegen jemanden gesündigt haben«, erklärte der Mönch stolz.

»Er hat vielleicht nicht gegen Menschen gesündigt, aber ist nicht die Sünde gegen Gott viel schlimmer?«, fragte Taylor.

»Ja, das ist eigentlich wahr«, gaben die Mönche zu.

»Auch wenn er keinem Menschen Schaden zugefügt hat, ist es also möglich, dass er in seinem Herzen gegen Gott gesündigt hat?«

Die Mönche nickten. Das war möglich.

»Es gibt einen besseren Weg«, fuhr Taylor fort. »Gott weiß, dass alle Menschen Dinge tun, die nicht richtig sind. Er liebt uns und möchte uns gerne vergeben, wie ein guter Vater. Aber Gott ist auch gerecht, er kann nicht einfach die Augen zumachen und so tun, als wäre alles in Ordnung. Deshalb ist sein Sohn Jesus in die Welt gekommen, er hat die Strafe für unsere Schuld auf sich genommen und ist für uns gekreuzigt worden. Alle Menschen, die zu Jesus gehören, sind jetzt frei von Schuld, und Gott hat ihnen alles vergeben. Wir sind in den Augen Gottes ganz ohne Sünde. Wenn wir an Jesus glauben, dann sind wir Heilige, weil uns alle unsere Fehler vergeben sind.«

Die Mönche verstanden das, denn ein Heiliger ohne Fehler zu sein, war das Ziel ihrer Religion. Sie waren sich einig, dass dies der einzige Weg ins Paradies war.

Hudson Taylor gab den Mönchen Traktate und Auszüge aus dem Evangelium, und bevor wir den Tempel mit dem großen Buddha verließen, versprachen die Mönche, darüber nachzudenken, was er gesagt hatte. Das gefiel Hudson Taylor sehr.

Als wir die Stufen hinuntergingen, musste ich immer wieder an den Mann denken, der sich in ein Grab hatte einsperren lassen, um der Sünde zu entkommen. Ich wusste, dass ich oft Schuld begangen hatte. Sogar der Gedanke, Hudson Taylor zu bestehlen, war Sünde, doch viele andere Menschen hatten genauso Schuld mir gegenüber ... man hatte mich zum Beispiel gewaltsam auf das Schiff nach China gebracht. Ich war verzweifelt; ich musste irgendwie nach Hause, koste es, was es wolle! Aber eine Frage beschäftigte mich immer wieder: *War Sünde so schlimm, dass sich ein Mann bei lebendigem Leib begraben ließ, um ihr zu entkommen?*

Wir übernachteten wieder in einem kleinen Gasthaus und machten uns am nächsten Morgen auf den Weg in die Stadt, um nach Plätzen Ausschau zu halten, wo Hudson Taylor predigen konnte – ein Marktplatz, ein öffentlicher Park, die Stufen eines anderen Tempels.

Wir verbrachten den ganzen Tag auf diese Weise, und Taylor war langsam erschöpft, als eine merkwürdige Gruppe von Menschen auf uns zukam. Zuerst kamen zwei Männer mit Gongs, dann kamen Männer mit großen roten Hüten und Fahnen in der Hand. Hinter ihnen lief ein Mann mit einem großen Sonnenschirm über der größten und eigentümlichsten Sänfte, die ich je gesehen hatte. Sie wurde von vier Männern getragen.

Als sie die Sänfte absetzten – es war ein völlig geschlossener Stuhl mit kleinen Vorhängen an den Fenstern – stieg ein Mandarin aus (ein hoher Beamter

der kaiserlichen chinesischen Regierung). Der eher kleine Mann trug eine lange Satinrobe, die mit Goldbändern eingefasst und mit funkelnden Steinen besetzt war.

Er verbeugte sich respektvoll und fragte, ob unsere Reise gut verlaufen war. Dann betrachtete er einige der Bücher von Hudson Taylor und meinte, dass es sehr gute Bücher wären. Er machte uns noch weitere Komplimente und unterhielt sich mit uns, dann sagte er: »Ich freue mich, euch kennengelernt zu haben, aber die ehrenwerten Reisenden müssen nicht mehr weiterziehen.«

»Danke«, sagte Taylor, »aber wir haben noch viel vor uns.«

»Ich würde nicht wollen, dass Ihnen unterwegs etwas zustößt«, sagte der Mandarin. »Aber wenn Sie weiterreisen, werden Sie feststellen, wie unangenehm die kaiserlichen Soldaten werden können.«

»Ich habe keine Angst«, sagte Hudson Taylor. »Die kaiserlichen Truppen sind von den Rebellen verdrängt worden.«

»Davon weiß ich nichts«, sagte der Mandarin, »aber hier ist die kaiserliche Armee nicht überwältigt worden, und es liegt an Ihnen, ob Sie sich mit ihnen anlegen wollen.«

»Danke für Ihren Rat, aber wir müssen weiter.« Und damit hob Hudson Taylor seine Tasche auf und ging die Straße weiter.

Da ich nicht wusste, was ich tun sollte, folgte ich ihm, aber als wir um die nächste Ecke gebogen waren, standen einige Soldaten vor uns. Als sie uns erblick-

ten, gingen sie sofort auf Hudson Taylor zu und packten ihn hart. »Ausländischer Hund!«, schrien sie und zogen ihn weg.

Taylor ließ seine Tasche fallen und rief: »Neil, geh zurück zu dem Gasthaus! Nimm all unser Gepäck und warte auf mich, bis ich frei bin.« Und damit war er verschwunden.

Es geschah alles so schnell, dass ich nicht wusste, was ich davon halten sollte. Hatte der Mandarin recht behalten? War Taylor wirklich in Gefahr? Oder wollten sie uns nur erschrecken?

Dann dachte ich daran, was Taylor mir über die Rechte der britischen Bürger in China gesagt hatte. Vielleicht würde alles gut gehen. Ich lief los, um seine Tasche, die er hatte fallen lassen, aufzuheben. Aber beide Taschen waren für mich zu schwer; sollte ich eine einfach auf der Straße stehen lassen und sie später holen? Dann bemerkte ich ein Geschäft am Straßenrand, das wie ein Pfandhaus aussah, wo man Dinge kaufen und verkaufen konnte.

Plötzlich wurde mir klar, dass ich meine Gelegenheit hatte: Ich war allein mit allen Sachen. Soweit ich wusste, konnte Taylor für einige Wochen – oder sogar Monate – ins Gefängnis geworfen werden. Man konnte nicht von mir erwarten, dass ich auf ihn wartete. *Vielleicht tat ich ihm ja auch etwas Gutes, wenn ich so schnell wie möglich nach Shanghai zurückkehrte, um von seiner Verhaftung zu berichten. Er braucht Hilfe*, so sagte ich mir selbst. Und hier gab es einen Laden, der Bücher und medizinische Artikel kaufen würde. Die Möglichkeit, genug Geld für die Überfahrt nach England zu bekommen, war in Reichweite.

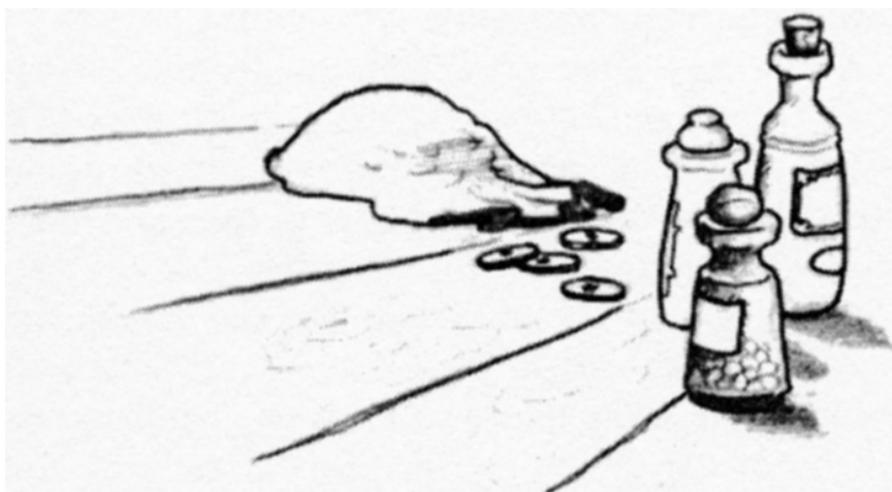
Betrogen!

Obwohl Hudson Taylors Bücher auf Englisch waren, war der Besitzer von dem Geschäft froh, sie als Kuriosität kaufen zu können, und er war bereit, für das Gepäck, die Kleider und einige andere Dinge zu bezahlen. Aber er meinte, dass er keine Verwendung für Taylors chinesische Hefte und Bibeln hatte. Als er sich die medizinischen Artikel betrachtete, bot er mir sehr viel weniger, als ich gehofft hatte. Meiner Ansicht nach waren sie mehr wert.

»Ich hätte gern einen fairen Preis für sie«, sagte ich zu dem großen Mann. Er sah noch jünger aus als Hudson Taylor.

»Aber ich kann sie nicht gebrauchen«, antwortete er. »Ich würde einen Apotheker oder Arzt finden müssen, der sie kauft. Wer weiß, wie viel sie dafür geben würden.«

»Wo kann ich denn einen Apotheker finden?«, fragte ich.



Der Mann zuckte mit den Schultern. »Vielleicht die Straße hinunter«, und er malte mir das chinesische Wort für »Apotheke« auf.

Es war fast dunkel, als ich ging, um einen besseren Käufer zu finden. Ich hatte Angst, dass dieselben Soldaten, die Hudson Taylor verhaftet hatten, nach mir Ausschau halten würden, deswegen blieb ich im Schatten, so gut es ging.

Als ich an ein Geschäft mit dem Apothekenschild kam, war alles dunkel. Die meisten chinesischen Geschäftsbesitzer wohnen über oder hinter ihren kleinen Läden, aber so fest ich auch klopfte, es antwortete niemand. Ich fragte einen vorbeilaufenden Mann, wo noch eine Apotheke war. Anscheinend war die einzige andere am anderen Ende der Stadt, aber was sollte ich tun? *Vielleicht sollte ich Taylors Sachen nicht verkaufen*, dachte ich. *Aber ich habe bereits angefangen, jetzt kann ich nicht mehr aufhören.*

Ich versuchte, nach den komplizierten Erklärungen den Weg zu finden, aber bald hatte ich mich hoffnungslos verlaufen. Ich fragte wieder nach dem Weg und wurde erst die eine, dann die andere Straße hintergeschickt, bis ich um eine Ecke bog, wie man es mir gesagt hatte, und da sah ich das Schild ... aber es war das Schild der ersten Apotheke, wo mir niemand geantwortet hatte.

Verzweifelt ging ich zu dem Pfandhaus zurück, um schließlich den Preis zu akzeptieren, den der Mann mir zuerst geboten hatte. Der Laden war dunkel, aber nachdem ich eine Weile an die Tür geklopft hatte, kam der Mann schließlich mit einer kleinen Lampe in der Hand.

»Es tut mir leid«, sagte er, als ich ihm von meinem Erlebnis berichtet hatte. »Ich habe noch einmal über die Medikamente nachgedacht, und ich glaube nicht, dass ich irgendeine Verwendung dafür habe. Ich bin kein Arzt. Woher soll ich wissen, wofür sie gut sind? Ein Arzt oder Apotheker mag das wissen, aber ich nicht. Was ist, wenn ich sie nicht verkaufen kann? Ich kann sie nicht nehmen.«

»Aber sie sind in Ordnung, und ich muss sie verkaufen. Ich brauche Geld«, protestierte ich. »Sie haben gesagt, Sie würden sie kaufen!«

»Das war vorhin. Jetzt ist jetzt. Ich habe meine Meinung eben geändert.« Er zuckte mit den Schultern. Ich drehte mich um und wollte schon weggehen.

»Aber ich werde dir etwas sagen«, rief er hinter mir her. »Ich sehe, dass du ein guter Junge bist, deswegen will ich dir helfen. Ich werde dir die Hälfte von dem geben, was ich dir vorhin geboten habe.«

»Die Hälfte? Das ist Diebstahl. Das erste Angebot war schon zu niedrig.«

»Ich wünschte, ich könnte dir mehr geben«, sagte er mit einem böartigen Funkeln in den Augen. »Aber selbst das ist ein Risiko für mich.«

Ich überschlug schnell, wie viel Geld ich bekommen würde. Mit dem, was er mir vorhin gegeben hatte, Taylors kleiner Geldbörse und dem Geld für die Medikamente würde ich ungefähr vierzig englische Pfund haben oder zweihundert Dollar, wenn ich auf ein amerikanisches Schiff kam. Es würde knapp werden, aber ich dachte mir, dass es reichen würde, daher nahm ich an. Was sollte ich sonst auch tun?

Der Ladenbesitzer lächelte und bezahlte mich. Dann verbeugte er sich tief, fast zu tief, dachte ich, als ob er sich über mich lustig machte.

Ich ging zur Tür.

Endlich war ich auf dem Weg nach England.

Ich brauchte mehr als eine Stunde, um durch die Stadt bis zum Osttor zu gelangen. Dort hielten mich zwei grimmig aussehende Wächter an. »Wir schließen das Tor bei Dunkelheit«, sagte der eine. »Warum sollte jemand bei Nacht reisen wollen. Läufst du vor irgendetwas weg?«

»Nein, überhaupt nicht«, log ich.

»Wo willst du hin?«

»Nach Shanghai.«

»Shanghai? Du bist verrückt. Es gibt Räuber auf der Straße. Geh heim und warte bis morgen.«

»Aber ich muss jetzt gehen. Öffnen Sie bitte die Tore.«

»Was? Es ist viel Arbeit, diese schweren Tore zu öffnen. Wir werden dafür bezahlt, dass wir sie einmal morgens öffnen und abends wieder schließen. Wer soll uns diese Extraarbeit bezahlen, wenn wir sie jetzt aufmachen?«

Ich merkte, dass sie hinter Geld her waren, aber ich hatte selbst so wenig, dass ich nicht bezahlen wollte. »Gibt es keine kleine Tür in der Mauer, durch die Sie mich hinauslassen können? Dann müssen Sie nicht das ganze Tor öffnen.«

»Nun ja, aber wir können unseren Posten nicht verlassen, um sie dir zu zeigen«, sagte der Kleinere von den beiden.

»Hier«, sagte ich und hielt ihnen schließlich ein paar Münzen hin.

»Oh, das ist es kaum wert. Was sollen wir tun, wenn der Chef hier vorbeikommt? Wir werden in große Schwierigkeiten kommen.«

Ich fügte noch zwei Münzen hinzu, sie lächelten und nahmen sie an. »Okay, die Tür ist dort drüben«, sagten sie und zeigten auf eine dunkle Nische, nicht weiter als zwei Meter entfernt. »Du kannst sie selbst aufmachen.« Sie brüllten vor Lachen, als ich durchging und sie hinter mir schloss.

Es machte mich wütend, dass ich so ein Dummkopf gewesen war, aber was hätte ich tun sollen? Zumindest war ich jetzt aus der Stadt draußen, und in einer so schönen, warmen Nacht konnte ich nicht lange wütend bleiben.

Ich trottete die Straße entlang und fühlte mich sehr wohl. Ohne die Pakete meinte ich, die ganze Nacht wandern zu können, sodass ich bis zum Mittag des nächsten Tages am Kanal wäre. Dann würde ich wieder etwas von meinem wertvollen Geld ausgeben müssen, aber mit einer Dschunke zu fahren, war der schnellste Weg nach Shanghai. Wenn ich versuchte, den ganzen Weg zu laufen, würde ich länger brauchen, und ich musste für mehrere Tage Geld für Essen und einen Platz zum Schlafen ausgeben. So konnte ich auf der Dschunke schlafen und schneller vorankommen.

Der Mond ging auf, und der friedliche Garten vom Tag zuvor verwandelte sich in eine geheimnisvolle, silbern glänzende Landschaft. Hier und da konnte ich den schwachen Schimmer eines Lichtes in einem Bauernhaus sehen. Aber statt mich dadurch sicherer zu fühlen, erinnerten mich die Lichter nur daran, wie weit ich von zu Hause weg war. Ich war ein Fremder in einem fremden Land, und ich hatte meinen einzigen Freund verraten, ihn in dieser ummauerten Stadt, wahrscheinlich im Gefängnis, zurückgelassen.

Aber Hilfe zu holen, ist das Beste, was ich für ihn tun kann, sagte ich mir.

Doch eigentlich, meldete sich mein Gewissen, tust du es nur für dich selbst, du hast alles, was er dabei hatte, gestohlen. Wie soll er nach Hause kommen? Ich fühlte mich immer unwohler, aber ich konnte nicht mehr umkehren, oder vielleicht doch?

Plötzlich bemerkte ich, dass mir in einer kurzen Entfernung ein Schatten folgte. *Vielleicht ist es Taylor, dachte ich. Vielleicht ist er freigelassen worden und hat herausbekommen, dass ich die Stadt verlassen habe.* Dieser Gedanke ließ mich vor Angst erschauern. Er wusste, dass ich nur an mich selbst gedacht hatte. Auf der anderen Seite war der Gedanke, dass er in meiner Nähe war, aber auch sehr tröstlich. Ich konnte ihm so alles sagen und ihn um Entschuldigung bitten.

Aber ich war mir nicht sicher, dass es Taylor war. Wahrscheinlicher war, dass es ein anderer Reisender war, der zufällig in dieselbe Richtung ging. *Ich fragte mich, ob die Torwachen ihn auch hatten bezahlen lassen.*

Ich lief schneller, denn ich wollte nicht unbedingt, dass ein Fremder mit mir wanderte – es wären zu viele Fragen gestellt worden.

Aber der Schatten folgte mir genauso schnell.

Ich begann zu rennen.

Auch der Schatten rannte.

Ich rannte noch schneller, und der Schatten begann mich einzuholen.

Wir rannten durch offenes Land, nichts als Reisfelder zu beiden Seiten der Straße. Es gab nichts, wo man sich hätte verstecken können.

Schließlich hatte mein Verfolger mich erreicht und befahl mir, stehen zu bleiben. Es war nicht Hudson Taylors Stimme.

Ich war so erschöpft vom Laufen, dass ich nicht weiterkonnte, deshalb blieb ich stehen und drehte mich zu dem Mann um.

Der Mann schnaufte genauso angestrengt wie ich, aber er trug einen dicken Stock. Wir standen einander gegenüber und bäugten uns, nach Atem ringend. Schließlich sagte er: »Jetzt kannst du mir das Geld geben, Junge.« Ich bemerkte, dass es der Ladenbesitzer war, dem ich Hudson Taylors Sachen verkauft hatte.

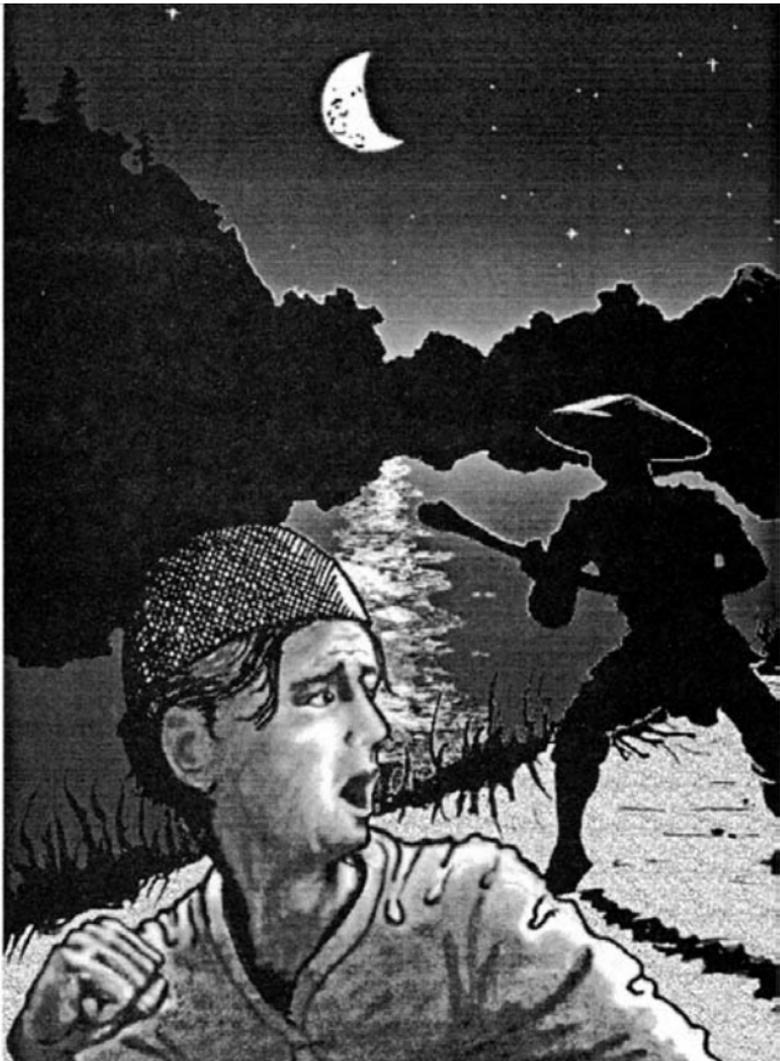
»Warum?«, fragte ich.

»Gib mir nur das Geld, dann lass ich dich in Ruhe.«

Ich dachte nicht daran, ihm auch nur einen Cent zu geben. Ich drehte mich um und rannte wieder los. Er lief hinter mir her. Ich dachte immer, dass ich ein guter Läufer sei, aber gegen einen Mann, der älter und größer war als ich, konnte ich nichts ausrichten.

Ich konnte ihn nicht austricksen, indem ich im Zickzack lief; er rannte in demselben Tempo mitten auf der Straße nur ein paar Schritte hinter mir. Und ich konnte hören, dass er mich wieder einholte.

Sein Atem kam immer näher. Ich konnte hören, wie er immer mehr japste und schließlich sogar über einen Stein oder eine Wurzel stolperte. Er fluchte laut, aber auch ich stolperte und fiel beinahe hin.



Ich hielt immer noch Ausschau nach etwas an der Seite, wo ich mich hätte verstecken können – irgend-etwas, wodurch ich in eine bessere Position kam. Und dann sah ich das silberne Mondlicht, das sich im Wasser spiegelte – der Kanal! Ich konnte schwimmen. Vielleicht konnte er nicht schwimmen, und ich konnte ihn so abhängen.

Ich verließ die Straße und hoffte, dass ich in der Dunkelheit nicht in ein Loch treten würde. Er war fast bei mir. Es waren nur noch dreißig Schritte bis zum Kanal, noch zwanzig. Er hatte mich fast eingeholt.

Und dann – wumm! – fiel ich hin. Er hatte seinen Stock zwischen meine Beine geworfen und mich zu Fall gebracht.

Der wenige Atem, den ich noch hatte, blieb mir beinahe weg, sodass ich fast ohnmächtig wurde. Ich blickte zur Seite und bemerkte, wie er mit seinem erhobenen Stock über mir stand.

»Das Geld«, japste er, »oder du wirst den hier zu spüren bekommen!«

Er meinte es offensichtlich ernst.

Ich zog die kleine dicke Börse aus der Tasche und gab sie ihm. Einen Augenblick später war er in der Nacht verschwunden.

Ich lag nur da, wo ich hingefallen war, und weinte bis zum Morgen. Die ganze Sache war zu einer Katastrophe geworden, und ich war ganz allein schuld. Ich war ein Dieb, und dann war ich bestohlen worden. Ich hatte jemanden betrogen und war nun selbst betrogen worden.

Der weite Weg zurück

Als die Sonne schließlich über den Hügeln aufging, stand ich auf und ging zum Kanal hinunter, um mir das Gesicht zu waschen. Ich hatte keine Ahnung, wohin ich gehen oder was ich tun sollte, wie ich überhaupt zurück nach Shanghai und schließlich auf ein Schiff nach England gelangen sollte. Aber als ich darüber nachdachte, wurde mir klar, dass ich hätte tun sollen, was Hudson Taylor mir gesagt hatte: Ich hätte zu dem Gasthaus zurückgehen und auf ihn warten sollen.

Aber jetzt war alles zu spät. Ich hatte alles vermasselt. Es gab kein Zurück. Und ich konnte nicht einfach mitten im Niemandsland bleiben. Schließlich ging ich die Straße nach Shanghai weiter. Ohne Geld und ohne Hoffnung schien mir der Weg doppelt so schwer, und ich musste mich selbst dazu zwingen, einen Fuß vor den anderen zu setzen, um über die Berge zu wandern. Ich bemerkte kaum die Pagode, die wir besucht hatten.

Als ich auf der anderen Seite der Berge ankam, hatte ich auch kein Geld, um mit einer Dschunke zu fahren, deswegen lief ich den Pfad neben dem Kanal entlang. Abends fand ich eine dunkle Ecke oder einen Busch, wo ich schlafen konnte. So ging ich tagelang auf der Straße nach Shanghai. Meine Füße waren voller Blasen und geschwollen, und ich fühlte mich halb verhungert. Das Einzige, was ich unterwegs aß, waren einige Pfirsiche, die ich mir einfach vom Baum

pflückte, und ein halb verfaulter Fisch, den ich am Kanalufer fand.

Eines Morgens wachte ich unter einem Baum auf, wo ich eingeschlafen war, und fühlte mich sehr krank. Vielleicht war es der Fisch oder das Wasser, das ich getrunken hatte, vielleicht war es aber auch Malaria. Ich weiß es nicht, ich hatte jedenfalls furchtbar Fieber. Ich rappelte mich hoch, denn ich war entschlossen weiterzulaufen, weil es hier keine Hilfe für mich gab.

Ich habe keine Ahnung, wie lange ich in der heißen Sonne marschiert war, aber als ich einen Ochsenwagen anhielt, um den Fahrer zu fragen, wie weit es nach Shanghai war, sagte er: »Das ist ein sehr weiter Weg, wenn du weiter in diese Richtung läufst. Die Straße nach Shanghai ist hinter dir.«

Ich kann nicht sagen, ob ich von der Straße abgelenkt oder wegen des Fiebers in die falsche Richtung gelaufen war.

Er sah, wie verwirrt ich war und dass ich mich nicht wohlfühlte. »Möchtest du mit mir fahren? Ich nehme dich mit, bis du wieder auf dem richtigen Weg bist.«

Ich verbeugte mich dankbar und kletterte auf den Karren. Nach einigen Stunden hielt er an und zeigte mir eine Straße, die ich entlanggehen sollte. Ich dankte ihm und wandte mich zum Gehen. Er rief mich zurück: »Hier, ich denke, du kannst ihn besser brauchen als ich«, und gab mir seinen großen, runden Bambushut.

Der Hut war an diesem Tag mein Lebensretter, als ich in der heißen Sonne weiterwanderte.

Später an diesem Nachmittag kam ich an immer mehr Häusern vorbei, bis ich bemerkte, dass es wohl die Außenbezirke von Shanghai waren. Ich versuchte, schneller zu gehen, ich sehnte mich nach etwas zu essen und nach meinem Bett in Taylors Wohnung.

Ich beschloss, meine Sachen am nächsten Tag zu nehmen und zu gehen. Ich wollte nicht dort sein, wenn er heimkam, denn er würde mich sicher wegen Diebstahls verhaften lassen.

Der Abendhimmel schimmerte noch rosa, als ich in Taylors Straße einbog. Mein ganzer Körper schmerzte, und es flimmerte vor meinen Augen. Ich lief wie im Traum, und dann war ich plötzlich da ... ich dachte es zumindest. Aber es war nichts mehr da, gar nichts mehr – nur ein Steinhaufen und Trümmer.

Ich blickte mich um. Vielleicht war ich in meiner Verwirrung in die falsche Straße eingebogen. Nein. Das Nordtor zur Altstadt und die Brücke über den Kanal, die in den europäischen Sektor führte, waren in der Nähe. Ich musste richtig gelaufen sein. Es war nur so, dass Taylors Haus in die Luft gesprengt worden war.

Ein Stück weiter unten auf der Straße sah ich eine Truppe kaiserlicher Soldaten, die drei Gefangene an ihren Zöpfen zogen. »Nein, nein, nein«, schrie einer. »Tötet mich nicht.«

»Was ist passiert?«, fragte ich einen kleinen Jungen, der vorbeirannte.

»Sie werden ihnen die Köpfe abschlagen.«

»Aber warum?«, rief ich ihm nach.

»Das sind Rebellen!«

So war das also. Die kaiserlichen Soldaten hatten die Stadt zurückerobert. Als ich mich umsah, konnte ich erkennen, dass die Zerstörungen sehr groß waren. Es war nicht nur Taylors Haus, das nicht mehr dastand. Die meisten Gebäude lagen in Trümmern, und die Wände, die noch standen, hatten Löcher oder waren verbrannt. Nur vereinzelt stand ein Haus oder ein Geschäft, das verschont geblieben war.

Erschöpft setzte ich mich hin. Ich muss eingeschlafen sein, denn es war vollständig dunkel, als jemand – oder etwas – mich umdrehte. Ein hungriger Hund zog an meiner Schulter und knurrte leise. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass er mich fressen wollte. Ich hatte davon gehört, dass wilde Straßenhunde manchmal die Körper von Menschen anfraßen, die in Kämpfen getötet worden waren, bevor man sie am nächsten Morgen beerdigen konnte.

Ich sprang auf und schrie den Hund an. Er rannte jaulend davon, den Schwanz eingeklemmt.

Am nächsten Morgen ging ich durch ehemals vertraute Straßen, die mir jetzt völlig fremd waren. Hunderte von Obdachlosen waren auf dem Weg. Einige waren verwundet, andere schienen nicht verletzt zu sein, aber sie liefen ziellos mit starrem Blick umher.

Es kam mir in den Sinn, dass ich wahrscheinlich ähnlich aussah, auch wenn die Ursache dafür mein eigenes Handeln und nicht der Krieg war.

Ich hatte keine Ahnung, was ich als Nächstes tun sollte, aber schließlich beschloss ich, zu Namu zu gehen. Ich hoffte, dass ihr Haus noch stand und sie mich wieder aufnehmen würde. Doch als ich dort ankam, schwanden meine Hoffnungen. Das Tor in der



hinteren Mauer stand offen, und viele Menschen liefen herum. Ich blickte durch das Tor und sah eine Art Krankenhaus in Namus Garten. An der Mauer entlang waren einfache Zelte errichtet, um Schatten für die Verwundeten zu spenden.

Und dann sah ich zu meiner großen Erleichterung Namu. Sie kümmerte sich um die Verletzten. Ich ging langsam hinüber zu der Stelle, wo sie einer alten Frau half, etwas Wasser aus einem Blechbecher zu trinken. »Namu?«, sprach ich sie an.

Sie drehte sich um und rannte auf mich zu. »Neil! Ich glaubte, du tot. Mr. Taylors Haus ...« Sie schlug in die Hände. »... nicht mehr da. Ich dachte, du tot.«

Ich erzählte ihr, dass wir auf eine Reise gegangen waren und dass ich zwar krank war, es mir aber sonst gut ging.

»Du essen?«, fragte sie.

Es war nur einfacher Reis – nicht einmal Gemüse gab es dazu – aber zum ersten Mal war ich für diese weiße, klebrige Masse dankbar.

Während der nächsten Tage wohnte ich bei Namu und half ihr, die Verwundeten und Heimatlosen zu pflegen. Ich bekam etwas zu essen und einen Platz zum Schlafen dafür. Ich schlief in einer Ecke der Gartenmauer unter einem der Zelte, wie alle anderen auch. Es gab eine Reihe von Menschen, die sich um die Verletzten kümmerten. Einige wohnten dort, andere kamen jeden Tag – sie wohnten wahrscheinlich noch bei sich zu Hause –, aber niemand fragte mich je, wer ich war oder warum ich dort war.

Zwei Wochen später war der Garten fast leer. Viele der Verletzten waren gestorben. Andere hatten sich erholt und waren wieder gegangen, und wieder andere, die schlimmer verletzt gewesen waren, waren woanders hingebracht worden, wo man sich besser um sie kümmern konnte.

Auch mir ging es besser. Das Fieber war weg, und ich war wieder zu Kräften gekommen, aber mein Gewissen plagte mich stärker denn je. Nachdem Hudson Taylors Wohnung zerstört worden war, hatte ich nicht einmal mehr europäische Kleidung, um zum Hafen zu gehen und einen Job auf einem Schiff zu finden. Ich war zwar stolz darauf, dass ich die chine-

sische Sprache mittlerweile recht gut beherrschte, aber ich sah aus und benahm mich wahrscheinlich auch schon wie ein Chinese. Es war nicht sehr aussichtsreich, dass mich ein Schiffskapitän anheuern würde.

Dann brachte Namu mir eines Tages einen Brief. »Dieser Brief kam hier an mich adressiert an, aber er ist auf Englisch. Kannst du ihn mir vorlesen?«



Ich öffnete den Brief neugierig und bemerkte sofort, dass er von Hudson Taylor unterschrieben und an mich gerichtet war.

Lieber Neil Thompson,

wenn dich dieser Brief erreicht, habe ich über deinen Verbleib wohl richtig vermutet.

Ich freue mich, dir mitteilen zu können, dass ich, nachdem ich von dem Mandarin nur einen Tag festgehalten worden war, ohne eine Bestrafung freigelassen wurde. Wie du dir jedoch vorstellen kannst, war ich nicht gerade glücklich, als ich entdeckte, dass du alle meine Sachen verkauft und die Stadt verlassen hattest.

Ich weiß wirklich nicht, warum du mich verlassen hast, geschweige denn, warum du mich bestohlen hast. War dir nicht klar, dass ich kein Geld hatte, um nach Shanghai zurückzukehren? Ich hatte nicht einmal genug Geld, um auf einer Dschunke mitzufahren oder um mir Essen kaufen zu können, wenn ich zu Fuß gelaufen wäre. Glücklicherweise hat Gott für mich gesorgt und mir die Gelegenheit geboten, mit einem Postboot nach Shanghai zu fahren. Es ging schneller, als ich je gedacht hätte. Und der Schiffer hat nichts dafür verlangt.

Ich könnte dich verhaften lassen, und ich war oft versucht, genau das zu tun. Christus sagt uns jedoch, dass wir Schlechtes mit Gutem vergelten sollen, deswegen werde ich dir kein Haar krümmen. Ich verstehe nicht, warum du all das getan hast, aber ich vergebe dir.

Mein Haus ist zerstört worden in der Nacht, bevor ich ankam ...

Ich verstand plötzlich, dass Hudson Taylor dadurch, dass er auf einem schnellen Postboot gereist war, einige Tage vor mir in Shanghai angekommen war. Vielleicht sorgte Gott wirklich für ihn. Ich las weiter.

... und weil in dem chinesischen Teil so viele Häuser zerstört sind, lebe ich zurzeit im englischen Sektor. Ich habe eine kleine Wohnung, aber es ist immer genug Platz für dich, wenn du zu mir kommen willst.

Ich vergebe dir, Neil. Bitte nimm das an. Ich möchte dich gerne wiedersehen.

Liebe Grüße

J. Hudson Taylor

Ich wollte meinen Augen nicht trauen.

Zuerst dachte ich, die ganze Sache ist ein Trick. Taylor würde mich verhaften lassen, wenn ich erst einmal auftauchte. Aber dann wurde mir klar: Wenn er wusste, wo ich war, hätte er mich genauso gut bei Namu verhaften lassen können. Vielleicht war es doch keine Falle.

Ich faltete den Brief zusammen und steckte ihn in meine Tasche.

»Brief lesen?«, sagte Namu.

Ich versuchte, ihr zu erklären, dass der Brief eigentlich an mich gerichtet gewesen sei. Sie konnte es nicht verstehen, bis ich ihr sagte, der Brief wäre von Mr. Taylor. Da erkannte sie, dass er wirklich für mich gewesen sein musste.

Meine Hoffnung wuchs. Endlich hatte ich wieder einen Ort, wo ich hingehen konnte. Hudson Taylor

hatte geschrieben, dass ich jederzeit zu ihm kommen und bei ihm wohnen konnte. Aber der Tag verging, der nächste auch, und ich war immer noch nicht zu ihm gegangen oder hatte seinen Brief beantwortet.

Ich wollte es tun, aber ich konnte einfach nicht.

An diesem Abend waren die Fliegen und der Anblick des zertrampelten Gartens besonders unangenehm für mich. *Warum gehe ich nicht hin? Was ist mit mir los?*, fragte ich mich. Es machte keinen Sinn, weiter zu bleiben. Mir war elend zumute, und ich wurde eigentlich nicht mehr gebraucht. Ich dachte angestrengt nach, um herauszufinden, warum ich so zögerte, und schließlich kam mir das Wort »schuldig« in den Sinn. Ich fühlte mich zu schuldig, um Hudson Taylor ins Gesicht sehen zu können.

Ich dachte an den Mann in dem Grab und verstand, wie jemand die Sehnsucht verspüren konnte, einfach zu verschwinden, wenn er etwas Falsches getan hatte. Aber auch wenn das genau das war, was ich am liebsten getan hätte, wusste ich doch, dass es nichts bringen würde, mich in einer Ecke zu verkriechen.

Ich hob den Brief von Taylor auf und las ihn immer wieder. *Hudson Taylor hat gesagt, er verzeiht mir, warum kann ich das nicht so empfinden?*, fragte ich mich. Vielleicht deshalb, weil ich etwas so Gemeines getan hatte. Es war zu schlimm, als dass man es vergeben könnte.

Tornados

Eines Tages schlug mir Namu vor, dass ich Geld verdienen könnte, indem ich Sänften herbeirief. »Nicht viel Geld, aber die Europäer bezahlen ... bezahlen Trinkgelder – so heißt das, glaube ich – nur dafür, dass man ihnen eine Sänfte holt.«

»Was meinst du?«, fragte ich.

»Jemand braucht eine Sänfte. Du gehst sie holen. Sie bezahlen dich.«

»Sie bezahlen mich?«

»Ja, ja. Ich habe das schon gesehen. Komm, ich zeige es dir.«

Sie nahm mich an der Hand und begann, die staubige Straße hinunterzurennen, bis wir an die Brücke zum europäischen Sektor kamen. Ich war fast außer Atem, als sie um eine Ecke bog und plötzlich stehen blieb.

»Dort« – sie zeigte auf einen kleinen chinesischen Jungen, der neben der Tür eines der Regierungsgebäude stand. »Er ist ein Läufer.«

Er sah mir mehr wie ein Bettler aus, und das sagte ich Namu auch.

»Schau dir Neil an«, sagte sie und lachte.

Ich blickte an mir herunter und betrachtete meine Kleider. Es waren dieselben, die ich seit Wochen anhatte. Sie waren schmutzig und an manchen Stellen zerrissen. »Ich glaube, du hast recht«, sagte ich. »Ich sehe wahrscheinlich auch wie ein Bettler aus.«

Ich zögerte immer noch. »Und wenn mich jemand er-

kennt?« Ich dachte daran, dass ich Hudson Taylor bestohlen hatte. In seinem Brief stand zwar, dass er mir verziehen hatte, aber wenn er nun seine Meinung geändert hatte? Oder wenn er jemandem anders davon erzählt hatte, und diese Person hatte beschlossen, mich verhaften zu lassen? Täglicher Kontakt mit Engländern erschien mir sehr gefährlich.

Aber Namu versicherte mir, dass die Europäer nicht besonders achtsam waren. »Chinesen bemerken, dass du kein Chinese bist, aber Engländer? Sie sehen uns an, ohne uns wirklich wahrzunehmen. Es ist nicht gerade großartig, aber für dich ist es gut. Niemand wird dich bemerken.«

In diesem Augenblick kam ein großer, übergewichtiger Engländer aus dem Gebäude, und der Junge rannte die Straße hinunter, um ihm eine Sänfte zu rufen. Und genau wie Namu gesagt hatte, als er eine



mit zurückbrachte, gab ihm der Mann eine Münze, bevor er sich setzte.

An diesem Tag versuchte ich, obwohl es schwer war, Menschen zu finden, die eine Sänfte suchten und die noch niemanden hatten, der vor ihrer Tür saß und wartete. Ich hatte jedoch immer noch einen Vorteil: Ich verstand Englisch – obwohl ich versuchte, gebrochen zu sprechen, damit man glaubte, dass ich ein Chinese wäre.

Als die Europäer mitbekommen hatten, dass ich Englisch verstand, sagten sie mir öfter: »Ich brauche in einer Stunde eine Sänfte« oder: »Morgen früh drei Sänften bitte!« Auf diese Weise bekam ich einiges zu tun.

Zuerst gab dieser Job mir die Hoffnung, dass ich genug Geld zusammensparen könnte, um meine Überfahrt nach England auf einem Schiff zu bezahlen. Aber als ich begriff, dass selbst die besten Tage nicht mehr als eine kleine Handvoll Pennys einbrachte, war ich wieder der Verzweiflung nahe. Ich würde ein bis zwei Jahre brauchen, bis ich genug Geld gespart hatte, und in der Zwischenzeit musste ich auch Geld für Essen ausgeben.

Durch diese Arbeit jedoch lernte ich den europäischen Teil Shanghais gut kennen, und ich erkannte bald auch viele Menschen wieder. Ich fand sogar die Mädchenschule von Miss Aldersey und wusste außerdem bald, wer Miss Maria Dyer war, die junge Lehrerin, die Hudson Taylor so gut gefiel.

Da ich mit den Wohnungen und Büros der Missionare vertraut wurde, entdeckte ich auch, wo Hudson Taylor lebte. Er wohnte bei einer Missionarsfamilie

namens Jones. Ich versuchte natürlich, so weit wie möglich von seinem Haus wegzubleiben, um ihm nicht über den Weg zu laufen. Namu hatte recht: Die Engländer achteten nicht auf Chinesen. Sie sahen regelrecht durch mich hindurch, als ob ich nicht da wäre. Wie Namu sagte, war es nicht gerade schmeichelhaft, gewiss war es sogar fast menschenverachtend.

Aber ich wusste, dass Hudson Taylor anders war – und das machte mir Angst. Er kümmerte sich um Chinesen als individuelle Menschen, sie waren für ihn nicht nur die »gelbe Masse«. Wenn er mir ins Gesicht sah, würde er mich sofort wiedererkennen. Deswegen blieb ich von dem Haus weg, wo er jetzt wohnte ... obwohl ich manchmal dort stand und aus sicherer Entfernung hinüberstarrte. Ich fragte mich immer wieder, ob er mir wirklich verziehen hatte – seine Freundschaft fehlte mir sehr.

Dann formte sich eines Tages durch merkwürdige Umstände ein Plan in meinem Kopf. Ich rief eine Sänfte für eine Missionarin. Obwohl es früh am Morgen war, hatte sie Kleider an, als ob sie zu einer Abendveranstaltung gehen wollte. Gerade bevor sie einstieg, sagte sie zu mir: »Ich gehe zu Pfarrer Jones und seiner Frau zum Tee und zum Frauengebetstreffen. Ich werde eine Sänfte brauchen, die mich ungefähr um zwei Uhr dort abholt, wenn es vorbei ist.«

»Ja, Madam. Werden viele Damen dort sein?«

»Ich erwarte eigentlich alle«, sagte sie abwesend, als sie einstieg und weggetragen wurde.

Ich folgte ihr und schmiedete Pläne, wie ich später am Tag einige Sänften organisieren konnte. In der

Nähe von Jones' Haus blieb ich etwas zurück, denn ich wollte nicht von Hudson Taylor gesehen werden, wenn er da war. Wenige Minuten später bemerkte ich die ernste Miss Aldersey und ihre jungen Lehrerinnen der Mädchenschule, die zu Fuß kamen. Miss Maria Dyer war auch dabei.

Ich war nicht weit von der Haustür entfernt, als Mrs. Jones herauskam, um die Damen zu begrüßen. In dem allgemeinen Geplauder fragte Miss Aldersey: »Ist Ihr Mann zu Hause?«

»Nein«, sagte Mrs. Jones. »Er und Hudson Taylor predigen heute Morgen in der Jesus Hall. Aber sie werden irgendwann heute Nachmittag zurück sein.«

Als sie den Namen Taylor hörte, wurde Miss Aldersey steif und ging erhobenen Hauptes hinter Mrs. Jones ins Haus. Hudson Taylor hatte bestimmt recht damit, dass sie ihn nicht mochte.

Als ich weiter wartete, kam mir eine Idee: Hudson Taylor war vielleicht nicht mehr böse mit mir, wenn ich ein Treffen zwischen ihm und der Frau, die er liebte, einfädelt. Meine Gedanken rasten. Wenn ich sie zusammenbringen konnte, würde ich Taylors Wohlwollen wiedergewinnen.

Ich setzte mich unter einen Baum am Straßenrand und dachte über alles nach. *Vielleicht konnte ich organisieren, dass Miss Dyer von einer Sänfte abgeholt wurde, die sie dorthin brachte, wo Hudson Taylor predigte*, dachte ich. Aber es gab keinen Grund, warum sie sich in eine Sänfte setzen sollte, wenn sie keine gerufen hatte und all die anderen Lehrerinnen zu Fuß gingen. *Und wenn ich ihr einen Brief schrieb und sie bat, ihn irgendwo zu treffen, und dann mit Taylors Namen unter-*

schrieb? Ich zog Taylors Brief aus der Tasche und versuchte, mir vorzustellen, ob ich seine Schrift nachmachen könnte ... wahrscheinlich wäre es nicht sehr überzeugend. Außerdem war es unehrlich, und wenn ich wieder auf die Seite des Guten wollte, wusste ich, dass es so nicht ging.

Ich dachte alle Möglichkeiten durch, aber es wollte mir kein guter Plan einfallen.

Aus dem Inneren des Hauses konnte ich jetzt hören, wie die Frauen sangen, jemand spielte Klavier. Sie hörten sich an wie ein Engelschor, und einen Augenblick lang dachte ich daran, wie ich neben meiner Mutter in der Kirchenbank saß und die Musik über uns hinwegbrauste. Plötzlich sehnte ich mich danach, wieder in die Kirche gehen zu können ... doch ich schüttelte dieses Gefühl ab. Es war jetzt so unwirklich.

Im Laufe des Vormittags zogen dicke Wolken auf, und der Himmel wurde tiefschwarz. Ein schlimmer Sturm näherte sich von Südosten über den Fluss. Ich konnte den Hafen von der Straße aus gerade noch sehen, und auf einem der neu angekommenen Schiffe kletterten die Matrosen gerade in die Takelage. Aus der Entfernung sahen die Männer aus wie Affen, die auf den Masten fuchtelten und eifrig daran arbeiteten, die Segel einzuholen, die zum Trocknen draußen geblieben waren.

Der Wind wurde heiß und feucht. Es herrschte eine bleierne Stille, und dann sah ich auf der anderen Seite des Flusses einen grauen Wirbel, der sich nach unten bewegte. Er fuhr wie ein Elefantenrüssel herum, der auf der Suche nach Erdnüssen war, und wann immer



der Wirbel den Boden berührte, wurde er in seiner ganzen Länge schwarz.

Meine Augen wurden weit vor Angst. Ein *Tornado!*

Das Monster tanzte die Straßen entlang, saugte die schmutzige Erde und den Unrat auf, dann lief es den Hügel hinunter zum Fluss. Es war faszinierend, aber auch beängstigend. An dieser Stelle war der Fluss sehr breit, aber wenn der Tornado nun über den Fluss kommen und in Shanghai wüten würde? Ich blickte mich um nach Stellen, wo ich Schutz suchen konnte. Das Einzige, was ich entdeckte, war eine kleine Steinbrücke über einen Ententeich in einem Park, der am Ende der Straße lag. Ich lief los in Richtung Brücke und hielt meine Augen auf den Wirbel gerichtet, der über den Fluss kam.

Auf dem Wasser wurde er zu einer silbrigen Fontäne, die den Fluss aufsaugte wie vorher die Erde. Der

Trichter war immer noch ungefähr eine Meile entfernt, aber ich konnte bereits das Heulen des Windes hören – ein ächzendes, pfeifendes Geräusch, das immer lauter wurde.

Ich begann auf die Brücke zuzurennen, als ich sah, wie der Tornado direkt auf eine relativ große chinesische Dschunke zukam. Im einen Augenblick sah ich sie noch, im nächsten war sie schon nicht mehr da. Ich habe nicht wirklich gesehen, dass sie von dem Wirbel erfasst wurde, aber in dem Moment, wo er auf die Dschunke zugerast war, bekam ich eine Vorstellung davon, wie riesig dieses Ding war. Ich glaube, der Wirbel hätte sogar ein englisches Kriegsschiff erfassen können.

Ich nahm Deckung unter der Brücke, als der Wind eine enorme Stärke annahm. Ich saß dort im Schlamm mit einigen ängstlichen Enten, als mich ein Gedanke durchfuhr: *Was würde ich tun, wenn ein Tornado kommen würde, während ich auf einem Schiff auf dem Meer bin?*

Augenzeugen berichteten später, dass der Wirbel die Stadt verschont habe. Er hatte sich gedreht und war mitten im Fluss umgekippt, wobei er noch Millionen Liter Wasser aufgesogen hatte. Ich kann es mir gut vorstellen, denn wenige Minuten nachdem ich unter der Brücke Schutz gesucht hatte, begann es zu regnen, wie ich es noch nie in meinem Leben erlebt hatte. Es war ein schmutziger Regen, voller Matsch und Gras und Ästen. Später sah ich tote Fische auf den Straßen liegen, die wahrscheinlich mit dem

Flusswasser hochgesogen worden waren und dann vom Himmel gefallen waren.

Es regnete so stark, dass innerhalb einer Viertelstunde der Ententeich so voll war, dass die kleine Brücke, unter der ich Deckung genommen hatte, fast überflutet war. Ich hatte Angst hinauszugehen, aber es gab keine andere Möglichkeit; ich wäre ertrunken, wenn ich geblieben wäre.

Auch wenn mein Bambushut – den ich unter meinem Kinn festgebunden hatte – einiges von dem Regen abhielt, kam das Wasser so stark herab, dass ich nach Luft rang.

Dann, so schnell, wie er begonnen hatte, war der Sturm auch wieder vorüber. Hinter den Wolken öffnete sich der Himmel, und heller Sonnenschein trat hervor. Es war wie eine völlig neue Welt.

In gewisser Weise war das nicht einmal übertrieben. Es war so viel Regen gefallen, dass die Straßen eher Flüssen glichen; mir reichte das Wasser bis fast an die Knie. Ich schlurfte durch die Straßen, erstaunt, wie anders alles jetzt aussah.

Als ich zu dem Haus der Jones' kam, standen die Frauen alle im Vorraum zur Haustür, sie schnatterten aufgeregt und zeigten auf das Wasser um sie herum. Obwohl es noch nicht zwei Uhr war, bot ich ihnen an, Sänften zu besorgen. Es gab für die Damen in den hübschen Kleidern offensichtlich keinen anderen Weg, nach Hause zu gelangen.

Sie nahmen mein Angebot dankbar an, und ich lief los, um Sänften zu holen.

Jetzt endlich kam mir ein Plan in den Sinn, wie ich Hudson Taylor und Miss Maria Dyer zusammenbringen konnte. Mrs. Jones hatte gesagt, dass ihr Mann und Taylor am Nachmittag heimkommen würden. Bei diesem Sturm war es nur wahrscheinlich, dass sie nach Hause rannten. Ich gab also vor, den älteren Damen den Vortritt zu lassen, und sorgte dafür, dass Miss Aldersey eine Sänfte bekam, während Miss Maria auf der Veranda auf eine spätere wartete.

Doch als alle anderen Damen weggetragen worden waren, sagte ich den Kulis, dass man sie anderswo in der Stadt bräuchte.

Die arme Maria Dyer blieb zurück und stand mit Mrs. Jones wartend auf der Veranda.

Ich beobachtete die Situation aus sicherer Entfernung. Bald kamen Reverend Jones und Mr. Taylor nach Hause geschlurft. Selbst bei dem Abstand konnte ich sehen, wie Hudson Taylors Gesicht aufleuchtete. Ich wusste, das war die Gelegenheit, auf die er schon lange gewartet hatte. Ich sah, wie die Jones' die beiden jungen Leute ins Wohnzimmer einluden. Ich wartete eine Zeit lang draußen, es kam mir wie Stunden vor. Vielleicht war ja alles schiefgegangen, weil Maria nicht wegging, aber ich war neugierig. Was passierte dort drinnen?

Es war fast dunkel, als Hudson Taylor, Maria und die Jones' wieder auf die Veranda traten. Sie erzählten und lachten so offen, dass ich wusste, dass alles gut gelaufen war. Aber ich hatte keine Ahnung, wie gut, bis Reverend Jones fragte: »Und welchen Termin habt ihr für die Hochzeit festgesetzt?«

Hochzeit?

»Wir werden kein Datum festsetzen, bis ich nicht die Erlaubnis von meinem Onkel in England habe«, sagte Maria scheu.

»Aber anschließend«, sagte Taylor, »wirst du der Erste sein, der es erfährt, mein Freund.« Dann umarmte er Maria.

Ich fühlte mich unwohl und verlegen und kam hinter dem Busch, wo ich mich versteckt hatte, hervor.

»Kann ich Sie ›Sänfte‹ rufen?«, fragte ich in meinem gebrochenen Englisch.

»Du kannst mich Sänfte oder Tisch oder wie es dir sonst gefällt rufen«, brüllte Hudson Taylor vor Lachen. »Aber heute Abend bin ich eindeutig ein Mann, und der glücklichste in ganz China außerdem.«

Dann lehnte er sich nach vorne und starrte in die Dunkelheit, dann rief er: »Bist du das, Neil Thompson?«

Ich schluckte. »Ja, Sir. Ich bin es.«

»Nun, komm her und lass mich dir meine Verlobte vorstellen, Miss Maria Dyer.«

Ich öffnete das Gartentor und platschte durch den Schlamm. Ich wollte sie eigentlich begrüßen, wie es sich gehörte, aber ich war so erschrocken, dass man mich entdeckt hatte, dass ich kaum wusste, was ich sagen sollte. Dann hörte ich Taylor sagen: »Lauf los und hol Miss Dyer eine Sänfte.«

Als ich den Weg hinunterrannte, hörte ich ihn hinter mir herrufen: »Warst du es übrigens, der den Damen die Sänften vorhin gerufen hat?«

»Ja, Sir.«

»Das passt«, sagte er. »Hör zu, ich will, dass du wieder hierher zurückkommst. Wir werden uns noch ein wenig unterhalten.«

Oh nein, dachte ich. Jetzt bin ich dran.

Überfahrt auf der »Geelong«

Erst als Maria in ihrer Sänfte saß und auf dem Weg zurück zu Miss Alderseys Mädchenschule war, wandte sich Hudson Taylor mir zu. »Maria hat gesagt, dass du ihr keine Sänfte heute Nachmittag rufen wolltest, als all die anderen Damen aufbrachen. Stimmt das?«

»Ich nehme an«, sagte ich.

»Ich verstehe«, sagte er, rieb sich das Kinn und sah sehr nachdenklich aus.

Die Jones' sagten »Gute Nacht« und gingen hinein. Sie ließen uns allein auf der Straße stehen. Hudson Taylor drehte sich wieder zu mir um und fragte: »Fühlst du dich jetzt besser?«

»B-besser? Weswegen?«, stammelte ich und starrte auf meine schlammbedeckten Füße und meine schmutzige Hose. Mir war klar, dass es nichts brachte, den Dummen zu spielen, deshalb sagte ich leise: »Sie meinen, weil ich mit Ihren Sachen weggelaufen bin?«

»Genau. Geht es dir jetzt besser, wo du etwas Wunderbares für mich getan hast?«

Ich dachte darüber nach. Ich war glücklich darüber, dass ich Mr. Taylor und Miss Dyer zusammengebracht hatte ... doch nein, besser fühlte ich mich deswegen nicht. Ich fühlte mich immer noch schrecklich wegen der Sache, die ich getan hatte. »Nein«, gab ich zu. »Es war schlimm, was ich getan habe.«

»Ja, das war es. Aber hast du meinen Brief nicht bekommen? Ich habe dir doch verziehen.«

Ich zuckte mit den Schultern, ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte so oft darüber nachgedacht. Geistesabwesend zog ich den Brief aus der Tasche, den Hudson Taylor mir geschrieben hatte, aber ich empfand nicht, dass mir vergeben worden war. Die Schuld lastete immer noch auf mir wie ein großes Gewicht und, um die Wahrheit zu sagen, ich fühlte mich nicht besonders wohl, jetzt mit Taylor darüber sprechen zu müssen.

Endlich sagte er: »Neil, es gibt einen Grund, warum es dir nicht besser geht. Egal, wie lange du dich vor mir versteckst oder versuchst, es ›aufzuarbeiten‹, indem du lauter schöne Dinge für mich tust – wie du es heute getan hast –: Du wirst nicht frei von Schuld sein. Du hast für mich heute das Schönste auf der Welt getan, aber es geht dir deswegen nicht besser, stimmt's?«

»Ja.«

»Es geht dir nicht besser, weil du die Vergebung nicht *angenommen* hast.«

Zum ersten Mal wagte ich, ihm ins Gesicht zu sehen.

»Das verstehe ich nicht.«

»Das Einzige, was du tun musst«, meinte er, »ist, ehrlich deine Schuld zu bekennen und dann die Vergebung anzunehmen. Aber du musst sie von dir aus ergreifen, sonst nützt sie dir nichts. Genauso ist es mit Gott. Er bietet uns seine Rettung an – das weißt du, du hast mich darüber predigen hören –, aber es bringt uns nichts, wenn wir sie nicht annehmen.«

Er wandte sich zum Haus. »Komm mit in mein Zimmer, wir trinken einen Tee zusammen.« Wir gingen hinein. Langsam begann ich zu begreifen, was er sagen wollte.

Nachdem der heiße grüne Tee in die kleinen weißen Tassen eingegossen war, sagte ich Hudson Taylor, wie sehr es mir leidtat. Und dann, als ob er es zum ersten Mal sagte, erklärte mir Taylor, dass er mir verzieh. Was ihn anbetraf, war das, was in der ummauerten Stadt geschehen war, vorbei, gestorben und begraben.

»Danke«, flüsterte ich; Tränen standen in meinen Augen, und endlich wurde ich diese große Last, die ich im Inland Chinas auf mich geladen hatte, als ich seine Sachen verkaufte, los. Es stimmte: Ich fühlte mich frei!

Er verbrachte den Rest des Abends damit, mir zu erzählen, wie erfolglos er versucht hatte, Miss Maria Dyer zu treffen. »Die grimmige Miss Aldersey war fest entschlossen, uns auseinanderzubringen. Sie ließ sogar Maria einen Brief schreiben, in dem sie sagte, dass sie mich nie wiedersehen wollte. Dieser Brief brach mir das Herz, aber je mehr ich darüber nachdachte, desto überzeugter wurde ich, dass irgendetwas nicht stimmte.«

»Warum?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht genau, aber die scharfen Worte schienen nicht Marias Stil zu sein. So hätte sie sich nie ausgedrückt, selbst wenn sie mich wirklich nie wiedersehen wollte. Ich dachte immer wieder darüber nach, und jedes Mal hörte es sich mehr an wie Miss Alderseys Art, Dinge zu sagen. Schließlich fasste ich den

Mut, Maria heimlich eine Nachricht zukommen zu lassen, in der ich sie bat, sich mit mir zu treffen.

Sie entschied sich, nicht mit mir zusammenzutreffen, aber eine ihrer Freundinnen sagte mir, dass sie es ursprünglich wollte, aber Miss Aldersey zu gehorchen versuchte. Dann sagte diese Freundin mir, dass Maria mich nur sehen wollte, wenn Gott es arrangierte, und nicht, wenn sie oder ich es organisierten. Ich nehme an, an dieser Stelle kamen du und der Tornado ins Spiel«, sagte Taylor. Dann begann er zu lachen, und diesmal lachte ich mit. Wir lachten, bis uns die Bäume wehtaten.

Hudson Taylor bestand darauf, dass ich wieder bei ihm wohnte, diesmal bei den Jones'. Ich verdiente weiter mein Geld als Laufbursche für Sänften und für alles andere, was ich finden konnte, aber an dem Gedanken, dass ich nie genug für eine Überfahrt zusammensparen könnte, verzweifelte ich. Die einzige Erleichterung war, als ich mit Hudson Taylor darüber sprach, wie sehr ich Heimweh hatte.

Er gab zu, auch oft Sehnsucht nach Hause zu haben. Das überraschte mich. Ich hatte immer gedacht, dass er, da er Missionar sein wollte und chinesische Kleidung trug, in China bleiben wollte.

»Ich will auch in China sein«, erklärte er mir. »Aber in erster Linie, weil Gott mich hierhergeschickt hat. Das bedeutet nicht, dass es nicht Zeiten gibt, wo ich lieber in England wäre. Ich vermisse meine Familie sehr.«

»Aber Gott hat mich nicht dazu berufen, hier zu sein«, warf ich ein. Ich wollte deutlich machen, dass

meine Situation eine völlig andere war als seine und er wahrscheinlich gar nicht verstehen konnte, was in mir vorging und wie traurig ich darüber war, von zu Hause weg zu sein.

»Ja«, sagte Taylor. »Nun, es gibt oft Dinge, die wir nicht verstehen. Aber wir können dafür beten, dass du nach Hause kommst.«

Ich wusste, dass er es ernst meinte, als er am nächsten Morgen darauf bestand, dass ich zusammen mit ihm und den Jones' betete, und alle beteten ganz speziell für mich.

Am 1. März war es genau ein langes Jahr her, dass ich nach China gekommen war. An diesem Tag platzte Hudson Taylor in die Küche der Jones' und verkündete: »Neil! Ich habe ein Schiff gefunden, das dich nach Hause bringt!«



»Ein Schiff? Wie?«, fragte ich und sprang auf.

»Ich habe einen Kapitän getroffen, Kapitän Bowers heißt er, ein sehr netter Christ. Er möchte, dass ich und ein anderer Missionar in den Süden nach Swatow reisen. Das ist eine Hafenstadt nicht weit entfernt von Hongkong. Er sagt, die Zustände dort seien unerträglich und die Menschen bräuchten das Evangelium. Er ist bereit, uns ohne Bezahlung dorthin zu bringen, wenn wir gehen wollen.«

»Und was ist mit mir? Es ist immer noch China.«

»Ja, aber er ist auf dem Rückweg nach England, und es sieht so aus, als bräuchte Kapitän Bowers einen Kabinenjungen auf der *Geelong*.«

Die *Geelong* ... die *Geelong* ... ich wusste, dass ich diesen ungewöhnlichen Namen schon einmal gehört hatte, dann fiel es mir ein: Die *Geelong* war eines der ersten Schiffe nach England, nachdem die Preise so hoch gestiegen waren wegen des Krieges. Mein Herz rutschte in die Hose.

»Was ist los?«, fragte Hudson Taylor. »Ich dachte, du würdest dich freuen.«

»Sie werden mich nicht nehmen«, sagte ich. »Ich wäre letztes Jahr beinahe auf der *Geelong* gefahren, aber der Beamte der Schifffahrtsagentur hatte gehört, dass ich von der *Dumfries* abgehauen war, und er hatte beschlossen, mich überall anzuschwärzen.«

»Mach dir keine Sorgen«, lächelte Taylor. »Ich habe ihm bereits die ganze Geschichte erzählt, und *er* ist es, der entscheidet. Du hast den Job und eine Reise nach Hause, wenn du willst. Wir segeln noch vor Ende der Woche los.«

Die nächsten beiden Tage waren voller Vorbereitungen. Ich half Hudson Taylor und seinem Freund, die Sachen zusammenzupacken, die sie für eine kurze Reise nach Swatow brauchen würden. Ich versuchte so gut es ging zu helfen, besonders weil Taylor jede freie Minute mit Maria verbrachte – trotz Miss Alderseys ständiger Einwände.

Am Abend vor unserer Abreise besuchte Miss Dyer Hudson Taylor noch einmal bei den Jones'. Hudson Taylor verriet mir: »Wir sind jetzt offiziell verlobt!«

In dieser Nacht schlief ich kaum. Immer wieder zogen die Ereignisse der letzten eineinhalb Jahre an mir vorüber. Ganz früh am Morgen, als der Himmel im Osten gerade ein wenig grau wurde, stand ich auf und ging auf Zehenspitzen aus dem Zimmer. Zum letzten Mal ging ich durch die Straßen von Shanghai als chinesischer Junge.

Ich wollte Namu »Auf Wiedersehen« sagen. Ich fuhr nach Hause!



Mehr über Hudson Taylor

James Hudson Taylor wurde 1832 in Barnsley, Yorkshire, in England geboren. Alle Mitglieder seiner Familie waren Methodisten. Sogar John Wesley, der Gründer der methodistischen Kirche, war einmal Gast im Hause seiner Großeltern.

Als er noch klein war, wurde Hudson Taylor zu Hause unterrichtet und erklärte schon bald im Alter von ungefähr fünf Jahren, dass er Missionar in China werden wollte, aber erst mit siebzehn Jahren war er so weit, dass er sein Leben Jesus anvertraute.

Kurz darauf ging er auf ein College, um sich als Arzt ausbilden zu lassen, denn er wollte als missionierender Arzt nach China gehen. Während dieser Zeit tat er außerdem sein Möglichstes, die chinesische Sprache zu lernen.

Am 19. September 1853 fuhr er auf einem Schiff nach China, finanziell unterstützt von der *Chinese Evangelical Society*. Seine Reise auf dem Schoner *Dumfries* und alle Ereignisse während der ersten zweieinhalb Jahre in China werden in diesem Buch beschrieben, auch wenn der Junge, Neil Thompson, nur eine erfundene Figur ist.

Trotz der ständigen Einwände Miss Alderseys wurden Hudson Taylor und Maria Dyer am 20. Januar 1858 getraut – mit dem Segen von Marias Onkel und Vormund Mr. Tarn aus England.

Man kann jedoch nicht außer Acht lassen, dass Hudson Taylor ein sehr ungewöhnlicher Missionar in die-

ser Zeit war und dass er sich damit die Ablehnung vieler Menschen einhandelte. Er bestand nicht nur darauf, chinesische Kleidung zu tragen, um von den Chinesen besser akzeptiert zu werden, sondern auch darauf, keine Schulden zu machen. Er war stark beeinflusst von Georg Müller, einem Mann, der in seinem Leben zehntausend Waisenkinder versorgte, ohne jemanden um Geld zu bitten. Wie Müller glaubte auch Hudson Taylor, dass ein Christ nie um Geld bitten, sondern seine Bedürfnisse Gott anvertrauen solle.

Wegen der Unstimmigkeiten mit der *Chinese Evangelical Society* zog Taylor sich bald zurück und führte seine Missionsarbeit auf eigene Faust weiter. Gott sorgte nicht nur für seine materiellen Bedürfnisse – sein Dienst unter dem chinesischen Volk war von vielen Bekehrungen gekrönt. 1860 jedoch, nachdem er sich als Direktor des Londoner Missionskrankenhauses in Ningbo in China so sehr in die Arbeit gekniet hatte, wurde er sehr krank, sodass er und Maria nach England zurückkehren mussten. Dort arbeitete er an einer Übersetzung des Neuen Testaments in den chinesischen Dialekt von Ningbo und warb für neue Missionare in China.

Während dieser Zeit wurde sein Interesse am Inland Chinas so stark – angespornt noch durch seine Erinnerungen an die Missionsreisen in diesem Land – dass er die *China-Inland-Mission* gründete. 1866 segelten Hudson und Maria Taylor mit einer Gruppe neuer Missionare zurück nach China, um ihren Dienst im Inneren des Landes aufzunehmen.

Zu Taylors großer Trauer starb Maria 1870 an Cholera, kurz nachdem Taylors fünfter Sohn, noch ein

Säugling, an derselben Krankheit gestorben war. Zwei Jahre später heiratete Taylor Miss Jennie E. Faulding, die Leiterin einer Organisation in Hangzhou.

Unter der Leitung Taylors blühte die Missionsarbeit im Inneren Chinas auf, und bis er sich 1901 zurückzog, zählte die *China-Inland-Mission* achthundert Missionare – ungefähr die Hälfte aller Missionare in China. Ein weiterer Fortschritt, den Taylor erzielte, war, dass diese Missionare aus verschiedenen Kirchen und Gemeinden kamen, die sich alle dafür einsetzten, das Evangelium zu verbreiten.

James Hudson Taylor starb 1905 in Changsha.



Dave und Neta Jackson

**Heimatlos –
Gladys Aylward**

Taschenbuch

160 Seiten

Best.-Nr. 255.445

Die sechsjährige Mei-En schrie vor Angst!

Die Zigeunerin, in deren Besitz sie sich befand, wollte sie gerade an eine fremde Frau verkaufen.

Die Zeiten waren hart in den Bergregionen von China.

Man schrieb das Jahr 1934, und Waisen wurden oft für wenige Cent verkauft. Aber Fremde wurden von den Chinesen als »Teufel« betrachtet.

Daher war sich Mei-En sicher, dass die kleine Frau in chinesischer Kleidung sie offenbar zum Abendbrot verspeisen wollte!

Doch die neue Besitzerin von Mei-En war die leidenschaftliche und angesehene Missionarin Gladys Aylward.